

1,70 DM / Band 466
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

NEU



GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Königin von Saba

Frankreich F 7,00 / Italien L 1600 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 140



Die Königin von Saba

John Sinclair Nr. 466

von Jason Dark

erschienen am 09.06.1987

Titelbild von Carles Prunes

Sinclair Crew

Die Königin von Saba

Etwas Unheimliches geschah!

Der Vorgang wurde von drei Fischern beobachtet, die gerade ihre Netze einholten. An diesem Tag hatten sie sich bis zu den Fischgründen vor der geheimnisvollen Nebelinsel hinausgewagt.

Wie es kam, daß sie ihre Arbeit vergaßen und nur noch auf diese Insel schauten, wußte keiner von ihnen später zu sagen. Aber alle drei sprachen von einer Nebelwand, die urplötzlich und ohne ersichtlichen Grund in Bewegung geriet…

Es gab eine Regel an Bord! Der Fischer an der Netzwinde durfte seinen Platz nicht verlassen, egal, was geschah. So blieb er, bekreuzigte sich aber ebenso rasch wie seine beiden Brüder.

Obwohl normale Windverhältnisse herrschten, sah es aus, als wäre ein Sturm in die weißgraue Wand hineingefahren. Er wirbelte sie erst von außen durcheinander, bis sich die Kräfte umkehrten und im Innern etwas entstand, das nur mit dem Begriff rasender Trichter umschrieben werden konnte.

Ein Trichter blieb, in dem sich die Nebelmassen rasend schnell drehten und nach unten hin spitz zuliefen.

Es war ein Bild, das die drei Fischer packte. Da die Masse des Nebels auf einen Punkt zusammengedrängt wurde, erkannten sie zum erstenmal etwas von der Insel.

Das graue Gestein zeichnete sich über dem Meer ab. An der Spitze war so etwas wie ein Einstieg zu sehen, als würde dort oben eine Öffnung existieren, die tief in das Innere des Eilands führte.

In der Tat war es so.

Die Insel wurde von einem Krater beherrscht. Als hätte kurz zuvor ein Vulkan Feuer gespieen, aber Vulkankrater besaßen in der Regel nicht das, was in diesem steckte.

Es war ein gewaltiges, großes Henkelkreuz, wie es die alten Ägypter schon in ihren Grabstätten als Wandzeichnung hinterlassen hatten. Und genau dieses Kreuz wurde von den Nebelschwaden umtost.

Das Kreuz stand wie ein Fels!

Doch der Nebel drehte sich in die Tiefe, ein Brausen ertönte, und nur über der Öffnung des Kraters zeigte sich noch ein schwacher Wirbel.

Die Fischer waren fasziniert.

Die schüttelten die Köpfe, sie schauten sich an, sie wollten etwas sagen, doch sie brachten kein Wort heraus, weil der Vorgang einfach zu unheimlich und unerklärlich war.

Das heimliche Grauen schlich ihnen entgegen und wandelte sich in Entsetzen, als sie die weibliche Stimme vernahmen, die über das Meer klang und auch ihre Ohren erreichte.

»Noch hast du nicht gewonnen, Königin von Saba. Noch nicht…«

***

Der Seemann trug die schmucke Uniform der Navy, nahm Haltung an, als er mich sah, und fragte, als ich die Tür der Offiziersmesse hinter mir schloß: »Wünschen Sie einen Kaffee, Sir?«

»Nein!«

»Einen Tee vielleicht?«

»Auch nicht.«

»Womit kann ich Ihnen dann dienen?«

»Mit zwei Tassen Kaffee!«

Er bekam einen roten Kopf und wußte nicht, was er sagen sollte. Ich aber lachte und schlug ihm auf die Schulter. »Nehmen Sie es nicht so tragisch, Meister, ich habe heute eben meinen lustigen Tag.«

»Sehr wohl, Sir. Also zwei Tassen Kaffee.«

»Nein, auch nicht. Ich nehme am besten die Kanne und die Tassen gleich mit.«

»Sir, das ist nicht erlaubt. Sie stehen auf diesem Schiff im Range eines Offiziers. Darf ich Ihnen den Kaffee servieren?«

Ich hob ergeben die Schulter. »Meinetwegen, aber es ist nicht nötig. Ich habe mich nur selten an die Hierarchie des Militärs gehalten. Ich mag sie auch nicht.«

»Ich habe meine Vorschriften.«

»Okay. Kann ich bei Ihnen auch Zigaretten bekommen?«

»Welche Marke?«

Ich nannte ihm die in der goldenen Packung. Der Erbe dieses Konzerns hatte vor kurzem seine Mutter getötet, aus reiner Geldgier. Eigentlich hatte ich vorgehabt, mit dem Rauchen aufzuhören. Es war mir bisher nur gelungen, die Anzahl der Glimmstengel zu reduzieren. Ein guter Anfang, wie ich fand.

Er ging zu einer Verkaufsbox und gab mir die Packung, die ich bezahlen mußte. Den Kaffee spendierte die Navy.

Ich verließ die Messe und dachte auf dem Weg zum Deck des Kreuzers darüber nach, weshalb ich mich überhaupt auf diesem Schiff befand, Es ging eigentlich um ein Kreuz, das Suko und ich auf einer nach einem Seebeben entstandenen Insel entdeckt hatten.

Über die Frauengruppe WOMEN'S WITCH und über eine Person namens Gitty Oldman hatte uns der Weg zur Insel geführt, wo wir in einem Krater nicht nur die Frauen entdeckt hatten, auch das übergroße, goldene Henkelkreuz, das den dort versammelten Frauen den Weg zur Königin von Saba zeigen sollte, dieser geheimnisvollen Person, die von ihnen so sehr verehrt wurde.

Es hätte alles geklappt, hätte es da nicht eine Verräterin unter ihnen gegeben, eben diese Gitty Oldman. Sie hatte sich von einer Dämonin namens Layana einwickeln lassen. Diese Gestalt war aus ihr geboren, um von der Insel Besitz zu ergreifen, auf die sie vor langer Zeit verbannt worden war. Man hatte sie durch das Kreuz töten wollen, es aber nicht geschafft, denn ihr Geist überlebte, suchte sich einen Gastkörper und entstand wieder.

Layana war ein Vampir!

Ich hatte sie einmal erlebt und auch mitbekommen, daß sie sich verwandeln konnte. Sie war nicht größer als eine Fliege gewesen, dadurch konnte sie mir auch entkommen.

Es war trotzdem alles noch zu einem relativ guten Abschluß gekommen, bis auf das Kreuz, das wir leider auf der Insel hatten

zurücklassen müssen.

Dies gefiel mir überhaupt nicht. Wieder zurück in London, hatten Sir James, Suko und ich laut darüber nachgedacht und waren zu einem gemeinsamen Entschluß gekommen.

Das Kreuz mußte von der Insel geholt werden. Momentan konnten wir mit ihm nicht viel anfangen, wir wollten es auch in ein Museum stellen, einen anderen Platz hatten wir nicht finden können. Ich war davon überzeugt, daß es noch mehr Rätsel barg, die es uns irgendwann einmal preisgeben würde.

Suko war in London geblieben. Sir James aber hatte die Navy mobilisiert, und ich hatte mich auf den Kreuzer begeben und war in das Gebiet der Hebriden gefahren, um den Abtransport beobachten zu können.

Die erste Überraschung bekam ich beim Anblick der Insel serviert. Der Nebel, der sie bis dato eingehüllt hatte, war verschwunden. Zum erstenmal konnten wir die Insel mit bloßem Augen erkennen.

Sie sah eigentlich wie jedes andere Eiland aus.

Mit dem Kommandanten des Schiffes hatte ich bereits gesprochen und ihm auch erklärt, wie die Insel entstanden war. Über das damalige Seebeben war er ebenfalls informiert worden, allerdings hatte er noch nichts von der Insel gewußt.

Weitere Einzelheiten hatte ich ihm nicht mit auf den Weg gegeben. Sie waren auch einfach zu unwahrscheinlich. Als nüchterner Militärkopf hätte er mir sowieso nicht geglaubt.

Der Kreuzer stand etwa eine Meile vor der Insel, wo das Wasser noch tief genug war. Er gehörte zudem zur Kategorie der Bergungsschiffe und war auch groß genug, um die mit mehreren Passagieren besetzten Hubschrauber aufnehmen zu können, denen man Spezialaufgaben zutraute.

Das Deck kam mir, als ich es betrat, wie eine riesige, graue Zunge vor. Mehrere Hubschrauber standen startbereit, einer würde nur benötigt werden.

Um die Besatzung kümmerte ich mich nicht. Dafür um eine Wissenschaftlerin, deren Spezialgebiet alte Kulturen waren. Sie hieß Dr. Jenna Jensen.

Sir James Powell hatte sie besucht und ihr von dem Fall berichtet. Da hatte Jenna natürlich rote Ohren bekommen, denn gerade mit der Königin von Saba hatte sie sich intensiv beschäftigt. So wußte Jenna Jensen mehr über sie als ich. Wir kamen auch gut miteinander aus, da sie keine vertrocknete Wissenschaftlerin war, sondern ein netter, humorvoller Kumpel.

Sie stand an Deck, von wo aus wir einen guten Blick auf die Insel hatten. Jenna wartete auf mich.

Ihre Hände hatte sie tief in die Taschen ihrer gefütterten Parkajacke

geschoben. Der Wind spielte mit ihrer nicht mehr ganz so modernen Kurzhaarfrisur. Jenna hatte ein schmales, apartes Gesicht und ein sehr nettes, echtes Lächeln.

Als sie mich sah, winkte sie und wunderte sich wenig später, weil ich mit leeren Händen gekommen war.

Ich schaute in ihre blaugrauen Augen. In den Pupillen funkelte es spöttisch. »Hat man Ihnen keinen Kaffee gegeben, John?«

»Nein, er wird *gebracht.*« Ich drehte mich um. »Da ist der Knabe bereits.«

In der Tat schritt die Ordonnanz bereits über das Deck. Der Mann trug ein Tablett, das dank der Klappbeine auch hingestellt werden konnte.

Tassen, Zucker, Milch, die Warmhaltekanne aus glänzendem Metall und eine kleine Flasche mit Whisky hatten auf dem Tablett ihren Platz gefunden.

Der Mann lächelte. »Sir, ich habe mir gedacht, daß Sie Ihren Kaffee unter Umständen veredeln wollen…«

Ich zwinkerte ihm zu. »Da haben Sie genau richtig gedacht, mein Lieber.«

»Man kennt ja die Regeln.« Er wandte sich Dr. Jensen zu. »Haben Sie noch einen Wunsch, Madam?«

»Nein, danke, Sie sind sehr nett.«

Der Knabe grüßte und verschwand.

Ich schraubte den Deckel auf und schenkte ein. »Jetzt haben Sie den Jungen aber verunsichert.«

»Ach, Mike nimmt das nicht so tragisch.«

»Sie kennen ihn?«

»Ja, wir sprachen schon miteinander. Er ist ein großer Junge. Mike Schönenbroicher.«

»Vielleicht braucht er mal eine Freundin?«

»Möglich.«

»Möchten Sie den Kaffee auch veredelt trinken, Jenna?«

»Dagegen hätte ich nichts.«

»Sagen Sie nur, wieviel ich Ihnen von dem Getreide dazugießen soll.«

»Das überlasse ich Ihnen.«

Also machte ich beide Kaffees gleich gut oder gleich stark. Nachdem Jenna den ersten Schluck genommen hatte, stieg das Blut in ihre Wangen. »Mein lieber John, da ist ja mehr Getreide als Kaffee drin. Schmeckt aber gut!«

Wir tranken langsam. Ich rauchte noch eine Zigarette und stellte ebenfalls den Kragen meiner Parkajacke hoch. Die Temperatur war in den letzten Tagen um einiges gefallen. Sie näherte sich bereits dem Nullpunkt. Erste Schneewolken zogen über uns hinweg.

Nach einer Weile, die Tasse war schon leer, meinte Jenna:

»Allmählich kriecht die Kälte von innen hoch. Die Leute könnten langsam mit der Bergung beginnen.«

»Das meine ich auch.«

»Und Sie wollten mitfliegen?«

»Ja.«

Jenna legte die Stirn in Falten. »Ich bin kein ängstlicher Typ, aber in einen Hubschrauber bekommt ihr mich nicht rein. Ich schaue mir das lieber von hier aus an.«

»Wie Sie wollen. Sie werden sehen, die Bergung läuft vollautomatisch ab, computergesteuert. Die Hubschrauber sind heutzutage sehr sicher.«

»Sie haben mich trotzdem nicht überzeugen können.«

»Das hatte ich auch nicht vor.«

Ein Offizier kam zu uns. Er stellte sich als Lieutenant Dickson vor. »Wir wollen starten, Mr. Sinclair. Sind Sie bereit?«

»Ja.«

Er nickte und wandte sich an die Archäologin. »Und Sie bleiben hier, Madam?«

Jenna Jensen nickte. »Ich habe für Hubschrauber nicht viel übrig.«

Der Lieutenant deutete eine Verbeugung an. »Das akzeptiere ich!«

»Bis gleich dann«, sagte ich zu meiner Begleiterin und stapfte los.

Lieutenant Dickson ging vor. Er führte mich zum rechten der drei Hubschrauber.

Außer uns beiden bestiegen noch vier Soldaten die Maschine, der Pilot eingeschlossen.

Die Männer wurden mir vorgestellt. Ihre Namen behielt ich nicht, nur den Vornamen des Piloten. Er hieß Harvey und machte einen ruhigen Eindruck.

Platz hatten wir genug. Bevor wir einstiegen, erschien noch der stellvertretende Commander, gab Dickson einige Anweisungen und deutete dabei zur Insel hin.

Ich war bereits eingestiegen und hatte den Platz hinter dem Co-Piloten bekommen. Der Lieutenant nahm diesen ein. Er kümmerte sich zusammen mit Harvey um den Start-Check.

Auch die anderen Soldaten bekamen ihre Befehle. Zwei Minuten später hoben wir ab.

Als wir über die mächtige Reling des Kreuzers hinweghuschten, hatte ich das Gefühl, in die See zu fallen, die grau unter uns wogte. Mein Magen schaukelte ein wenig, doch ich hatte mich schnell wieder unter Kontrolle.

Der Pilot flog die Insel auf direktem Weg an. Früher waren die Hubschrauber nicht so gut isoliert gewesen, heutzutage konnte man sich sogar während des Flugs unterhalten, ohne allzusehr vom Lärm der Motoren und Rotoren gestört zu werden.

Lieutenant Dickson drehte sich zu mir um. »Wir haben die Maschine mit der kräftigsten Winde genommen, über das Gewicht konnte sie uns ja nichts sagen.«

»Nein, nur schätzen.«

»Schon klar.«

Ich konzentrierte mich auf den Flug und schaute seitlich aus dem Fenster.

Es war noch nicht lange her, daß Suko und ich durch die Nebelbrühe gefahren waren, die die Insel umgeben hatte. Jetzt war alles frei und klar, so ungewohnt. Für mich ein völlig anderes Gefühl, mich dem Eiland zu nähern.

Nahe der Küste entdeckte ich an einigen Stellen die grauen, spitzen Helme, die aus dem Wasser schauten und von Schaumrändern umgurgelt wurden. Es waren Felsen, gefährliche Klippen, die jeden Bootsrumpf aufreißen konnten.

Wir hatten bei unserer Anfahrt Glück gehabt und waren von ihnen nicht erwischt worden.

Schon bald bewegten wir uns über dem Eiland. Der Pilot ließ die Maschine höher steigen. Sie näherte sich gleichzeitig dem Krater, der den Mittelpunkt der Insel darstellte.

Die Spannung in der Kabine wuchs. Bisher hatte ich nur den Krater betreten, für die Soldaten würde der Blick in ihn Neuland sein. Ich war gespannt auf das große Kreuz, das angeblich von der Königin von Saba hier auf diese Insel geschafft worden war.

Sekunden später hatten wir das Ziel erreicht und schwebten über dem Krater.

Unsere Blicke fielen in die Tiefe. Ich hatte schon ein wenig Herzklopfen gehabt, das allerdings verschwand, als ich das Kreuz sah. Die beiden vernichteten Vampire waren schon längst abgeholt worden, so daß sich niemand mehr in dem Krater befand. Bis eben auf das Kreuz.

»Das ist es!« rief ich.

Dickson drehte sich um. Er nickte dabei. »Sieht ja gewaltig aus!«

»Das ist es auch.«

»Und es ist leicht zu transportieren. Das große Oval eignet sich ideal für unsere Fanggeräte.«

»Gehen Sie noch tiefer?« fragte ich.

»Ja, das werden wir«, antwortete Dickson. Wir tauchten in den Krater hinein.

»Gut.«

Ich hatte zwar positiv geantwortet, allerdings war mir nicht so positiv zu Mute. Viele Leser kennen meinen sechsten Sinn. Ich konnte ihn nicht erklären, er war einfach vorhanden, und er meldete sich immer dann, wenn irgendein Unheil bevorstand oder wenn etwas

schieflief. Gerade jetzt dachte ich darüber nach, wie es möglich gewesen war, daß der Nebel verschwand.

Den Wettermeldungen nach zu urteilen, hatte es keinen Sturm oder Temperaturanstieg gegeben. Der Nebel mußte also auf eine andere Art und Weise verschwunden sein. Vielleicht auf eine magische.

Das lag durchaus im Bereich des Möglichen, doch eine Erklärung dafür besaß ich nicht.

Wir schwebten noch immer über der Krateröffnung. Ich hielt mich mit einem Kommentar zurück, meine Bemerkungen hätten nur gestört. Die Crew war eingespielt.

Dickson gab knappe Anweisungen, die der Pilot befolgte. Behutsam drückte er die schwere Maschine tiefer, als wollte er auf einer Watteschicht landen. Er behandelte die Instrumente wie ein rohes Ei. Ich hatte den Eindruck, als würde sich unter uns ein gewaltiges Maul auftun, das bereit war, uns zu verschlingen.

»Stop!«

Der knappe Ruf reichte. Wir standen über dem Kreuz. Auch die anderen Soldaten wußten genau, was sie zu tun hatten. Sie befanden sich im Heck der Maschine, wo sich automatisch eine Luke öffnete und das Bergungsgerät ausfuhr.

Ich schaute aus dem Fenster nach unten, sah die Stahltrosse und auch den gewaltigen Klammerhaken, dessen Hälften weit offenstanden wie ein gähnender Mund.

Es wurde zu einer Millimeterarbeit, unterstützt durch zwei starke Scheinwerfer, die das Kreuz anleuchteten. Das reflektierte Licht blendete.

Man bekommt immer wieder Dinge geboten, über die man staunen kann. Ich staunte nicht nur über das alte Kreuz, auch über die perfekte Arbeit der Soldaten.

Die starke Greifklammer wurde über eine Elektronik dirigiert, die sie haargenau an das Ziel heranführte.

Dann schnappte sie zu.

Wie ein Haifischmaul die Beute seines Opfers, so umklammerte sie das große Oval des Henkelkreuzes, das zwar mit einem normalen Kreuz Ähnlichkeit besaß, aber nur drei Balken hatte und anstelle des vierten Balkens ein Oval in die Höhe wuchs.

Die Erfolgsmeldungen wurden durchgegeben.

Ich sah in die zufriedenen Gesichter der Soldaten, weil sie die erste Hürde überwunden hatten.

Die zweite stand dicht bevor.

Leider hatte ich keine Angaben darüber machen können, wie tief das Kreuz im Boden steckte und wie es dort befestigt worden war. Ich hoffte nur, daß es nicht allzu fest verankert war, wenn ja, mußten die Soldaten es freisprengen.

Zunächst versuchten sie es anders. Dosiert setzte der Pilot die Kraft des Hubschraubers ein. Das Stahlseil spannte sich, und diese Spannung verstärkte sich noch, als wir versuchten, das goldene Henkelkreuz aus dem Boden zu ziehen.

Niemand sprach, die Spannung in unseren Gesichtern sprach Bände. Dann gab Dickson die ersten Anweisungen.

Bewegte sich das Kreuz?

Nein, es war der Hubschrauber, der jetzt aus einem anderen Winkel dem Kreuz zu Leibe zu rücken versuchte.

Aber das Kreuz steckte fest.

Wir probierten es noch einige Minuten länger, es war einfach nichts zu machen.

Dickson ballte eine Hand zur Faust. »Okay, Freunde, wir müssen runter und sprengen.«

Zwei Soldaten hinter mir nickten. Sie waren die Experten für diese Dinge.

»Ich werde auch mitgehen«, erklärte ich.

Dickson schaute mich erstaunt an. »Aber wieso? Sie sind hier oben einigermaßen gut aufgehoben.«

»Trotzdem.«

»Wie Sie wollen.«

Automatisch war eine Leiter ausgefahren worden. Sie reichte fast bis auf den Grund. Die beiden Experten hatten sich mit Sprengstoff eingedeckt und stiegen als erste in die Tiefe.

Ich folgte ihnen. Den letzten Rest sprang ich, kam gut auf, blieb geduckt stehen und schaute in die Höhe. Wie ein gewaltiger Felsblock schwebte der Hubschrauber über mir. Ich bekam leichtes Magendrücken, als ich ihn so anschaute. Wenn er abstürzte und uns erwischte, waren wir platt wie die Briefmarken.

Diese Gedanken störten die beiden Sprengstoff-Experten nicht. Sie untersuchten die Beschaffenheit des Bodens und rechneten aus, wo sie die Ladungen ansetzen wollten.

Ich schaute mir indessen das goldene Henkelkreuz genauer an, das ich ja bereits kannte.

Es hatte sich nicht verändert. Nach wie vor wuchs es stolz in die Höhe. Und irgendwie würde es uns auch den Weg zu der Königin von Saba zeigen, vielleicht sogar bis zu ihrem geheimnisvollen Grab, das bis jetzt noch nicht gefunden worden war. Man wußte ja auch nicht, ob die Königin überhaupt so gelebt hatte, wie sie immer in alten Sagen, Berichten und Legenden erwähnt worden war.

Sehr dicht war ich an den goldenen Träger herangetreten und faßte ihn auch an.

Die beiden Männer sahen mir nicht zu, sie waren zu sehr beschäftigt, deshalb bekamen sie auch nicht mit, daß ich zurückzuckte, weil mich

die Wärme des Metalls so überrascht hatte.
Damit hatte ich nicht gerechnet. Dieses Henkelkreuz fühlte sich wie mein Silberkreuz an, wenn es sich erwärmte und mir die Einwirkung einer fremden Magie meldete.
Ich dachte noch über dieses Phänomen nach, als es passierte. Urplötzlich vernahm ich die Stimme.
Sie klang seidenweich, gleichzeitig auch triumphierend, und sie bestätigte auch mein ungutes Gefühl.
»Noch habe ich nicht verloren, Sinclair. Noch nicht…«
Wer da gesprochen hatte, war keine geringere als Layana gewesen…

***

Ich tat zunächst nichts, blieb nur stehen und dachte darüber nach, daß ich vielleicht zu voreilig gewesen war. Wir hätten die Insel nicht so schnell verlassen und uns noch weiterhin um Layana kümmern sollen, da Suko und ich ja gewußt hatten, daß diese Dämonin noch nicht erledigt war. Plötzlich spürte ich auch wieder den Druck. Er breitete sich vom Magen her aus und stieg hoch bis in meine Kehle, wo er das Atmen erschwerte. Schweiß setzte sich in meinem Nacken fest. Ich warf einen Blick auf die beiden Soldaten, die nichts bemerkt hatten und mit ihren Kameraden im Hubschrauber über Funk in Kontakt standen. Konnte ich eine Bergung überhaupt noch riskieren? Die Chancen standen ungünstig, aber was hätte ich den Leuten sagen sollen? Daß mich die Stimme einer für uns alle nicht sichtbaren Person gewarnt hatte?
Das würde mir niemand glauben. Sicherlich hätte Lieutenant Dickson trotzdem weitergemacht. Die beiden Experten hatten den Sprengstoff bereits gelegt.
Sie kamen zu mir und nickten. »Wir können wieder einsteigen.«
»Wann ist es soweit?« fragte ich.
»Die Zündung erfolgt ferngesteuert.«
»Gut.«
Diesmal ließen sie mich vorklettern. Als ich in die Maschine stieg, grinste mich Dickson an. »Na, Mr. Sinclair, hat sich irgend etwas verändert?«
»Nein, nichts.«
»Wir werden es schon packen. Ich glaube nicht, daß man das Kreuz einbetoniert hat.«
»Das kann ich mir auch nicht vorstellen.«
Ich war in den nächsten Minuten sehr schweigsam. Per Fernsteuerung wurde auch die Klammer gelöst, und wir flogen aus dem Krater. Der Commander des Kreuzers war bereits informiert worden und hatte sein Okay für unsere Aktion gegeben.
Außerhalb des Kraters und fast schon über der See blieben wir in der

Luft stehen.

Die Trosse war eingefahren worden, sie pendelte nicht mehr unter dem Bauch der Maschine. Lieutenant Dickson, der die Verantwortung trug, führte die Sprengung per Knopfdruck durch.

Den Knall hörten wir kaum, aber wir sahen die Reaktion. Aus dem Kraterloch drang eine gewaltige Staubwolke, die einen Regen von Steinen zunächst verdeckte und ihn erst sichtbar werden ließ, als sie wieder in den Krater hineinfielen.

»Das müßte es gewesen sein«, sagte Dickson und nickte mir zu. »Wir warten noch, bis sich die Staubwolken gesenkt haben. Dann können wir wieder zupacken.« Er lachte, als er mein skeptisches Gesicht sah. »Glauben Sie mir nicht?«

»Ich hoffe, daß es geklappt hat.«

»Keine Sorge, wir sind Experten.«

Wir flogen einen kleinen Bogen, bevor wir die Insel wieder ansteuerten. Ich war gespannt auf den Erfolg. Wenn alles so gelaufen war, wie man es sich vorstellte, mußte das Kreuz jetzt liegen.

Der Staub hatte sich so weit gesenkt, daß wir auch ohne künstliches Licht in den Krater hineinschauen konnten. Dennoch flammten die beiden Scheinwerfer auf. In ihrem Licht sahen wir, daß das Kreuz tatsächlich lag.

Es war zur Seite gekippt. Wo es einmal im Boden verankert gewesen war, befand sich ein mit Staub gefülltes Loch im Gestein.

Die Soldaten freuten sich. Sie gaben die Meldung sofort durch, daß die Aktion erfolgreich verlaufen war.

»Jetzt werden wir es nur noch anheben«, sagte Harvey, der Pilot, und lenkte die schwere Maschine senkrecht in die Tiefe. Die Scheinwerfer blieben an.

Ich hatte schon einmal erlebt, wie präzise die Männer arbeiten konnten. Das geschah auch hier. Die ferngesteuerte Greifklaue reagierte phantastisch und bekam das Oval des Kreuzes glatt und sicher zu fassen.

Der Rest war eigentlich ein Kinderspiel. Die Kraft des Hubschraubers reichte aus, um das goldene Henkelkreuz aus dem Krater zu hieven. Wir atmeten ein wenig auf, als vor uns unser Schiff auftauchte.

Bald entdeckte ich an Deck Jenna Jensen, die, ebenso wie die anderen Personen, den Hubschrauber und seine merkwürdige Fracht mit Blicken verfolgten. So etwas hatten sie noch nie gesehen. Es mußte ein eindrucksvolles Bild sein, das das unter der Maschine befestigte Kreuz bot.

Bevor wir landeten, wurde das Kreuz vorsichtig auf das Deck plaziert. Das Stahlseil wurde gelöst und von der Bordwinde aufgerollt. Dann landete der Hubschrauber.

Jenna Jensen kam mir entgegen. »Und?« fragte sie. »Ich hörte, es hat

Schwierigkeiten gegeben.«

»Ja, wir mußten Sprengstoff einsetzen.«

»Ist das Kreuz in Mitleidenschaft gezogen worden?«

»Glücklicherweise nicht. Außerdem sind die Soldaten Experten, die ihren Job verstehen.«

»Dann bin ich beruhigt.«

Wir gingen dorthin, wo Offiziere und Mannschaften das Kreuz umstanden und es bestaunten. Selbst der Commander war anwesend. Seine Mantelschöße bewegten sich im Wind. Er nickte mir zu und lächelte schmal. »Sind Sie zufrieden, Mr. Sinclair?«

»Ja, sehr.«

»Sollen wir es hier an Deck lassen?« Er räusperte sich. »Ich meine, wir könnten es auch in einen der Laderäume schaffen. Das wäre kein Problem, die entsprechenden Geräte besitzen wir. Bis wir Bristol erreichen, dauert es noch eine Weile.«

Ich dachte nach. Das erste Transportproblem hatten wir gelöst. Von Bristol aus sollte das Kreuz mit einem Transporter über den Motorway nach London geschafft werden.

»Wenn es keine Schwierigkeiten bereitet, könnten sie es ja verladen lassen.«

»Geht in Ordnung.«

Darum brauchte ich mich nicht zu kümmern. Mit Dr. Jenna Jensen verzog ich mich in die Offiziersmesse, wo ein Koch einige Snacks zubereitet hatte, die uns gut mundeten. Dazu tranken wir Kaffee, allerdings ohne den berühmten Schuß.

Jenna Jensen wirkte auf mich nervös. Des öfteren strich sie über ihr Haar und scharrte auch manchmal wie eine Katze mit den Füßen. Ich blickte sie lächelnd an. »Was haben Sie, Jenna?«

»Im Prinzip nichts. In mir steckt eben nur die Neugierde des Wissenschaftlers. Ich habe es nur kurz sehen können, aber ich muß sagen, daß es wunderschön ist.«

Ich schaute ins grelle Licht der Spotlampen und sah die trägen Rauchwolken, die sich lautlos durch die Strahlen bewegten. »Ja, es ist außergewöhnlich. Stellt sich nur die Frage, ob es von der Königin selbst stammt.«

»Das müßte ich untersuchen.«

Ich schaute sie direkt über die schwarze Platte des viereckigen Tisches an. »Mal ganz ehrlich, Jenna, glauben Sie daran, daß die Königin von Saba gelebt hat?«

Ihr Blick blieb ernst. »Ja«, antwortete sie, »daran glaube ich.«

»Und Sie waren auch schon im Land der Sabäer?«

»Natürlich. Heute ist es der Jemen. Die Regierung dort steht der Geschichtsforschung ihres Landes positiv gegenüber.«

»Nur eben das Grab war nicht zu finden.«

»Leider.«
»Gibt es Spuren?«
Jenna Jensen hob die Schultern. »Spuren ist vielleicht zuviel gesagt, John. Ich würde sagen, es gibt Geschichten oder Hinweise, mehr auch nicht.«
»In welcher Art?«
»Das ist ganz einfach. Sie brauchen nur mit den Einheimischen zu reden und sie auf die Königin von Saba anzusprechen. Die meisten Menschen sind davon überzeugt, daß sie das Volk der Sabäer geführt hat. Aber Sie wissen ja selbst, wie das ist…«
»Klar, der Orient. Er steckt voll mit Geschichten-Erzählern. Da haben Märchen noch eine tiefere Bedeutung und einen gewissen Sinn. Und wann wollen Sie wieder hin?«
»Das kann ich Ihnen leider nicht sagen, Mr. Sinclair. Es liegt nicht an mir, es ist mehr ein finanzielles Problem. Ich weiß nicht, ob ich die Mittel lockermachen kann. Für eine Expedition muß ich schon einen bestimmten Grund haben.«
»Das ist fast wie bei mir. Ich bin allerdings davon überzeugt, daß wir beide uns irgendwann einmal im Jemen wiedertreffen werden. Nicht heute, auch nicht morgen, dann übermorgen.«
»Sie reden wie ein Orakel.«
Der Commander kam zu uns. Er hatte seinen Mantel ausgezogen und sah richtig flott in der Uniform aus. Wir boten ihm einen Platz an. Er setzte sich und nickte. »Wir haben das Kreuz verstauen können. Es liegt jetzt in einem unserer Lagerräume.«
»Das ist gut, Commander.«
Jenna fragte: »Können wir es besichtigen, Sir?«
»Dem steht nichts im Wege, bitte.«
Die Wissenschaftlerin schaute mich an. »Sie sind doch auch dafür, John, oder?«
»Selbstverständlich.«
»Mich müssen Sie entschuldigen«, sagte der Commander. »Ich habe noch zu tun, aber man wird Ihnen den Weg zeigen.« Er stand auf, grüßte und verabschiedete sich.
»Schneidig, schneidig«, meinte Jenna und nickte.
Ich hob die Schultern. »Gelernt ist eben gelernt.«
»Waren Sie auch beim Militär?«
»Nein, ich habe mich nie freiwillig gemeldet.« Wir waren aufgestanden und gingen zur Tür, die uns Mike Schönenbroicher, die Ordonnanz, aufhielt. Diesmal hatte er keinen roten Kopf bekommen.
»Sie bessern sich«, sagte ich im Vorbeigehen.
»W… wie?«
»Schön gut.«
Ein Maat brachte uns zum Lagerraum, in dem das goldene

Henkelkreuz untergebracht war. Durch das Schiff lief ein leises Vibrieren. Ein Zeichen, daß es allmählich Fahrt aufnahm.

»Darf ich vorgehen?« fragte der Maat sehr höflich.

»Wir bitten darum«, erwiderte ich und zwinkerte Jenna Jensen zu.

Über mehrere Niedergänge gelangten wir in den Bauch des Kreuzers. Hier herrschte ein anderer Geruch vor als an Deck oder in der Offiziersmesse. Es roch nach Öl, auch nach Metall, aber nicht nach Rost. Unter der Decke brannten Leuchtstofflampen.

Vor einer Stahltür verhielt der Maat seinen Schritt. Sie besaß zwei Flügel, die durch einen breiten Kipphebel gesichert wurden. »Man kann sie sowohl von innen als auch von außen öffnen«, erklärte uns der Mann und steckte einen Schlüssel in die Mitte des Hebels, wo sich auch das schmale Schloß befand.

Wir bedankten uns und schauten zu, wie der Maat die rechte Türhälfte aufzog.

Dann betraten wir den Lagerraum.

An den Wänden standen Kisten, die man durch Stahlbänder gesichert hatte. Aber die interessierten uns nicht. Wir schauten auf das Kreuz, das sich direkt vor uns befand, und wir schüttelten die Köpfe, denn was wir zu sehen bekamen, war einfach kaum zu fassen.

Normalerweise hätte das Kreuz liegen müssen. Das aber war nicht der Fall. Statt dessen stand es hoch aufgerichtet vor uns und berührte fast die Decke des hohen Raumes.

Ich drehte mich um.

Der Maat stand dicht hinter uns. Er war weiß im Gesicht geworden und schluckte an den Klößen.

»Verstehen Sie das?« fragte ich ihn.

Er schüttelte den Kopf. »Ich… ich weiß, daß es gelegen hat. Jemand muß es aufgerichtet haben.«

Ich blickte hoch zur Decke, wo sich die Umrisse der Ladeluke abzeichneten. »Welchen Grund sollte jemand gehabt haben, das Kreuz hinzustellen?« fragte ich.

»Keine Ahnung!« flüsterte der Maat. »Ich war es jedenfalls nicht, das können Sie mir glauben.«

»Werden wir auch, Mister«, erwiderte ich. »Bitte, lassen Sie uns jetzt allein. Und zu niemandem ein Wort, ja?«

»Selbstverständlich.« Der Mann machte kehrt und ging schnell davon. Wahrscheinlich war er froh darüber, hier nicht mehr gebraucht zu werden. Den Schlüssel hatte er in all der Eile stecken gelassen. Ich zog ihn aus dem Schloß und steckte ihn ein.

Jenna Jensen öffnete die Tür. »Es war Ihnen doch recht, oder?«

»Sicher.«

Wir hatten unsere Parkajacken ausgezogen. Jenna trug einen dunkelblauen, dicken Pullover, Winterjeans und gefütterte, halbhohe

Stiefel, in denen ihre Füße verschwanden.

Wir blieben vor dem Kreuz stehen. Auch ohne das eingeschaltete Licht hätte es einen fast überirdisch zu nennenden Glanz abgegeben, und Jenna schüttelte den Kopf, bevor sie sagte: »Es ist einfach schön.«

»Das meine ich auch.«

Von der Seite her warf sie mir einen skeptischen Blick zu. »Glauben Sie daran, Mr. Sinclair, daß jemand anderer Interesse daran gehabt haben könnte, das Kreuz senkrecht zu stellen?«

»Nein.«

»Aber es…«

»Hat sich von allein in eine senkrechte Stellung gedrückt.«

Jenna schaute mich an, als hätte ich ihr einen nicht stubenreinen Witz erzählt. »Wie kommen Sie dazu, das zu behaupten?«

»Ich weiß es.«

»Das muß einen Grund haben.«

»Den gibt es auch«, erklärte ich und erzählte ihr von meinem Erlebnis im Krater.

Jenna hörte zu und preßte dabei die Finger vor den Mund. Sehr langsam ließ sie anschließend die Hand wieder sinken. »Ich weiß ja, wer Sie sind, Mr. Sinclair, und mit welchen Fällen Sie sich abgeben. Aber was Sie mir da berichtet haben, klingt einfach so unglaublich, daß ich es nicht glauben kann. Das Kreuz kann nicht sprechen.«

»Nein, bestimmt nicht. Möglicherweise aber dasjenige, das in ihm wohnt.«

Jenna wollte lächeln, es gelang ihr nur mühsam. »In ihm wohnt?« hauchte sie.

»Ja, eine andere Kraft. Meinetwegen auch ein Geist.«

»Wer denn?«

»Layana…«

Sie schaute mich wieder an und schüttelte dabei den Kopf. »Sie haben mir die Geschichte erzählt. Ich habe Ihnen bisher keinen Kommentar dazu gegeben, aber jetzt muß ich Ihnen doch sagen, daß ich es kaum glauben kann. Wirklich nicht.«

Ich hob die Schultern. »Es gibt oft Dinge, liebe Jenna, die muß man hinnehmen. Unser Verstand weigert sich, sie aufzunehmen. Sie haben, in Ihrem Job doch sicherlich auch mal Erlebnisse gehabt, die es einem schwermachen, sie zu begreifen.«

»Ja, auch das. Aber nicht so direkt wie jetzt, wissen Sie. Was sollen wir jetzt machen?«

»Ich möchte das Kreuz untersuchen. Vielleicht kann ich mit demjenigen, der in seinem Innern steckt, Kontakt aufnehmen.«

»Aber…«

Ich legte einen Finger auf die Lippen, und Jenna Jensen verstand. Sie war still und schaute mir zu, wie ich dem Kreuz entgegenschritt, das

ohne Halt auf dem Boden stand.

Im Krater war es im Boden verankert gewesen. Da hatte ich ein sicheres Gefühl gehabt. Das war nicht mehr der Fall. Zwar rührte sich das Kreuz nicht, doch es sah aus, als könnte es jeden Augenblick auf mich zukippen.

Golden glänzte über mir das große Oval. Es sah aus wie die Schleife einer Acht.

Ich umrundete das Kreuz.

Im Krater hatte ich die andere Stimme gehört. Sie hatte mir eine Warnung zugeflüstert.

Jetzt geschah nichts. Als einziger Beweis, daß mit dem Kreuz etwas nicht stimmte, war die Veränderung seiner Haltung. Es stand waagerecht und rührte sich auch nicht, als es von mir leicht angestoßen wurde.

Jenna Jensen hielt sich an der Tür auf. »Ich begreife das nicht«, flüsterte sie. »Das ist mir alles zu hoch. Es gibt keine rationalen Erklärungen für das Phänomen.«

»Die werden Sie, wenn Magie mit im Spiel ist, sowieso nicht finden.«

Ihr lag eine scharfe Antwort auf der Zunge, aber sie schluckte sie herunter.

Ich holte auch mein Kreuz hervor und sah auch das staunende Gesicht der Frau. Bisher hatte ich es ihr noch nicht gezeigt. Sie wollte näherkommen und es sich ansehen, ich aber wies sie schroff zurück. »Bleiben Sie an der Tür, Jenna.«

Nicht ohne Grund hatte ich so scharf gerufen, denn mein Silberkreuz erwärmte sich plötzlich. Innerhalb des Kraters war dies nicht der Fall gewesen, die Magie war vorhanden und auch das Strahlen auf meinem eigenen Kreuz.

Es besaß zahlreiche Gravuren, die ihre bestimmte Bedeutung gehabt hatten. Da hatte der weise Hesekiel, der Hersteller des Kreuzes, schon sehr weit in die Zukunft schauen können, und auch jetzt reagierte es an einer bestimmten Stelle.

Genau dort, wo das Henkelkreuz abgebildet worden war. Da strahlte es plötzlich auf. Es kam mir vor, als wollte das kleine Henkelkreuz den Balken verlassen, aber es blieb an seinem Platz. Das Strahlen verging auch sehr schnell wieder, und das Silberkreuz lag völlig normal auf meinem rechten Handteller.

Ich umrundete das Goldene auf Zehenspitzen, stellte mich neben Jenna, die nichts begriffen hatte.

Sie fragte nur: »Und?«

»Ich kann noch nichts sagen, hoffe aber, daß wir dem Geist, der in dem Kreuz wohnt, Paroli geboten haben und ihm klarmachen konnten, daß er es mit uns nicht einfach haben würde.«

Sie ballte die Hände. »Es ist irgendwie vertrackt. Wir haben uns

selbst in die Lage hineingeritten. Wären wir nicht auf hoher See, könnte man das Kreuz auf einem anderen Wege transportieren. Wissen Sie, John, ich habe den Eindruck, als würde es eine Gefahr darstellen.«

»Da täuschen Sie sich nicht.«

»Was können wir dagegen unternehmen?«

»Es bewachen.«

»Nicht bewachen lassen?«

»Nein, wir werden uns darum kümmern.« Ich deutete auf das Henkelkreuz. »Ich habe allmählich das Gefühl, als wäre dies erst der Anfang.«

»Hoffentlich nicht vom Ende«, flüsterte Jenna.

Ich hob nur die Schultern und drückte sie herum. Wir verließen den Laderaum mit einem verdammt mulmigen Gefühl im Magen. Sogar in den Knien spürte ich die Weichheit. Wir befanden uns auf einem Schiff. Ich hatte den Eindruck, als hätten wir eine Zeitbombe geladen, die, wann auch immer, explodieren konnte.

Und magische Zeitbomben waren schlimm genug.

»Jedenfalls müssen wir den Commander ins Vertrauen ziehen«, sagte ich zu Jenna, als wir uns wieder in Richtung Deck bewegten. »Er muß die Anordnung geben, daß sich niemand dem Laderaum nähern darf.«

»Einverstanden.«

Wir gingen wieder in die Messe. Dort trafen wir auch Mike Schönenbroicher an. Er räumte Gläser in ein Regal und schaute, als wir eintraten, auf die Uhr. »Ich habe Dienstschluß«, erklärte er. »Wenn Sie etwas möchten, einen Drink kann ich Ihnen noch…«

Ich winkte ab. »Für mich nicht.« Auch Jenna schüttelte den Kopf. »Aber wo finden wir den Commander?«

»Der ist auf der Brücke, glaube ich.«

»Gut.«

»Sir.« Mike Schönenbroicher sprach mich an. »Ich will ja nicht neugierig sein, aber was ist mit diesem Kreuz los? Es scheint mir nicht in Ordnung zu sein - oder?«

Ich schaute ihn scharf an. Prompt bekam er wieder rote Ohren. »Wie kommen Sie denn darauf?«

»N… nur so…«

»Dann vergessen Sie das am besten und setzen bitte keine Märchen in die Welt.«

»Yes, Sir!«

Wir gingen und sahen deshalb nicht den nachdenklichen und lauernden Blick den uns Schönenbroicher nachschickte…

***

Als Ordonnanz mußte man oft genug den Mund schließen und schlucken, wenn sich einige Vorgesetzte, meist im betrunkenen

Zustand, gewisse Dinge herausnahmen, die menschenunwürdig waren.
Aber man brauchte sich keine Watte in die Ohren zu stopfen, und Mike Schönenbroicher hatte große Ohren, auch wenn sie hin und wieder rot aufleuchteten. Er bekam jedoch vieles mit, behielt es auch und freute sich eigentlich, daß er diesen Job bekommen hatte.
Von Natur aus war er sehr neugierig. Der Dienst an Bord eines Kriegsschiffes in Friedenszeiten war bis auf einige Unterbrechungen immer gleich und monoton. Wenn eine solche Unterbrechung eintrat, war das für die Besatzung natürlich etwas Besonderes, und auch für die Ordonnanz.
Das Kreuz hatte es Schönenbroicher angetan!
Er, dessen Eltern aus Deutschland stammten und eingewandert waren, konnte es kaum erwarten, bis er abgelöst wurde. Die zweite Ordonnanz kam mit einer Verspätung von drei Minuten, was Mike ärgerte.
»Läßt du dich auch mal blicken?«
»Ach, mach halblang.«
»Okay, Tony, hier ist die Liste. Du brauchst sie nur noch abzuhaken. Stimmt wie immer bei mir.«
»Ja, du Supermann.« Tony bückte sich und warf nur einen knappen Blick auf die Bestandsliste. Er konnte sich auf den pingeligen Mike verlassen. Tony war da anders. Hin und wieder nahm er selbst einen Schluck aus den Flaschen. Nie so viel, daß man aufmerksam wurde.
»Was hast du denn vor?« fragte Tony.
»Mal sehen.«
»Dieses Kreuz ist 'ne Wucht, wie?«
»Ja.«
»Ich habe es übrigens gesehen. Jetzt liegt es im Laderaum fünf. Mensch, das Ding versilbern und den Rest des Lebens im Ausland verbringen! Irre wäre das.«
Mike winkte ab. »Dich würde man doch schnell kriegen.«
»Dich nicht?«
»Keine Ahnung. Ich glaube aber, daß ich bessere Tricks kenne als du.«
Tony winkte ab. Die beiden Ordonnanzen verstanden sich nicht besonders gut, aber Mike wußte jetzt, in welchem Lagerraum das Kreuz untergebracht worden war.
Und das war wichtig.
Die meisten Soldaten hatten ein Hobby. So auch Mike. Er gehörte zu den Typen, die es schafften, aus einem alten Wecker ein Radio zu basteln, ohne daß er noch viele Hilfsmittel gebraucht hätte. So hatte er sich an freien Abenden hingesetzt und verschiedene Dinge hergestellt, von denen manche auf den ersten Blick wie Kinderkram wirkten.

Aber nur auf den ersten.

Ein Fachmann hätte erkannt, daß sie durchaus zu gebrauchen waren, wie zum Beispiel die nadelartigen Gegenstände, die man durchaus als Zweitschlüssel gebrauchen konnte.

Schönenbroicher hatte sie hergestellt, weil er eben von einer gewissen Neugierde gepackt war. Er wollte stets wissen, was hinter verschlossenen Türen lag, und manchmal hatte der Kreuzer auch geheimes elektronisches Material mitgeführt.

So etwas war immer wichtig für einen Mann zu wissen, dessen Sold nicht gerade im oberen Drittel lag. Verräter hin - Verräter her, Schönenbroicher hatte beschlossen, aus seinem Wissen irgendwann einmal Kapital zu schlagen. Die Gegenseite zeigte sich bei solchen Dingen stets aufgeschlossen.

Noch hatte er keinen Kontakt aufgenommen, aber vorsichtig nachgefühlt. Er kannte auch in Bristol eine Stelle, die sich für ihn als günstig herausstellen könnte.

Die Mannschaften wohnten im Zwischendeck. Zu sechst teilten sie sich eine Bude.

Als Schönenbroicher eintrat, befand sich einer seiner Kameraden auf dem Zimmer. Er lag auf dem Bett und schlief. Die leisen Schnarchtöne wehten bis zur Tür.

Schönenbroicher grinste über sein etwas blaß wirkendes Gesicht mit den vollen Wangen, die ihm manchmal den Ausdruck eines pubertären Frischlings gaben. Hinter den Gläsern seiner Brille funkelten die Augen. Besser hätte er es gar nicht treffen können.

Auf Zehenspitzen näherte er sich seinem Spind. Jeweils drei dieser hell gestrichenen Metallschränke standen nebeneinander und bildeten eine Reihe. Seine war der rechte. Im rechten Winkel dazu stand das Bett. Akkurat gemacht, und auch die Decke lag so, daß sie keine einzige Falte warf. In gewisser Hinsicht konnte man Schönenbroicher sogar als ein Vorbild ansehen.

Als er den Schlüssel ins Schloß steckte, nagte er vor Spannung auf der Unterlippe. Hinter den Gläsern der Brille funkelten seine Augen, die Haut über den Wangenknochen war blaß geworden und straff gespannt wie Trommelhaut.

Auch die Spindtür ließ sich lautlos öffnen. Mit verschlossenen Augen hätte Mike das gefunden, was er brauchte. Ein Griff nur, dann hielt er das kleine Kästchen in der Hand, das er in seinem abschließbaren Wertfach versteckt hielt.

Er schob es in die Hosentasche, verschloß Wertfach- und Spindtür wieder, als er das Knarren der Matratze hinter sich hörte.

Schönenbroicher fuhr herum.

Sein Kamerad hatte sich nur im Bett gedreht, aber er hielt die Augen offen. »He, Mike, bist du es?« fragte er mit einer schläfrig wirkenden

Stimme.

»Ja.«

»Okay.« Mehr sagte der Soldat nicht, drehte sich wieder um und schlief weiter.

Schönenbroicher ging ebenso leise zur Tür, wie er gekommen war. Ausdruckslos blieb sein Gesicht, als er den Raum verließ. Er war allein und machte sich auf den Weg zu den Laderäumen, die ein Deck tiefer lagen.

Er hätte den Fahrstuhl benützen können, verzichtete aber darauf und ging über die Treppe, die von den meisten Soldaten so gut wie nie benutzt wurde.

Er hatte Glück. Niemand sah ihn, und über seine Lippen huschte ein Lächeln, als er vor der entsprechenden Tür stehenblieb. Dahinter lag der Laderaum, und dort befand sich auch das Fundstück.

Wenn er einem Informanten darüber berichtete, würde der sicherlich einige Scheine springen lassen.

Vielleicht war dieses Kreuz auch top secret. Er hätte jetzt gern eine Kamera gehabt, aber sie an Bord zu schmuggeln, war zu gefährlich.

Da er gut zeichnen konnte, würde es ihm auch keine Probleme bereiten, das Kreuz zu malen, wenn er es erst einmal gesehen hatte.

Die Notbeleuchtung reichte aus, um das Türschloß erkennen zu können. Dennoch holte er seine Minileuchte hervor und strahlte das Schloß an. Dann öffnete er sein Kästchen und nahm mit sicherem Griff den entsprechenden Dietrich aus dem Samt.

»Der paßt!« hauchte er.

Mike Schönenbroicher brauchte nicht lange zu probieren. Schon beim zweiten Versuch hatte er die Tür offen.

Mit einer Handfläche drückte er sie nach innen und betrat den dunklen Lagerraum. Erst als die Tür wieder geschlossen war, machte er Licht. Die an den Seiten aufgestellten und durch Eisenbänder gehaltenen Kisten interessierten ihn nicht. Ihm kam es auf den Gegenstand an, der vor ihm in die Höhe ragte.

Schönenbroicher atmete durch die Nase ein. Auf einmal lag Schweiß auf seinem Gesicht. So groß und beeindruckend hatte er sich das Kreuz nicht vorgestellt.

»Teufel!« hauchte er und ließ seine Blicke von oben nach unten wandern. »Das hätte ich nicht gedacht.« Er ging vorsichtig weiter und setzte behutsam einen Fuß vor den anderen. An seiner Uniformjacke wischte er sich die schweißnassen Handflächen trocken, während er das Kreuz umrundete und sich darüber den Kopf zerbrach, wie es möglich sein konnte, daß dieser Gegenstand ohne Unterstützung stehen blieb.

Normalerweise hätte er vom leichtesten Windzug umfallen müssen.

In Mikes Kehle saß ein Frosch. Mike hätte sich gern geräuspert,

damit aber hätte er sich verraten.
Der Boden war glatt und blank. Das Vibrieren der Maschinen drang nur als fernes Summen an seine Ohren.
Erst als Mike den goldenen Gegenstand einmal umrundet hatte, wagte er, näher heranzutreten und das Kreuz auch anzufassen. Seine Hand zuckte nach dem ersten Kontakt sofort zurück. Er hatte mit einer gewissen Kühle des Metalls gerechnet, statt dessen spürte er dessen Wärme, als würden Ströme hindurchgleiten.
Mike Schönenbroicher kam damit nicht zurecht. Wie hatte sich das Gold erwärmen können?
Etwas war anders bei diesem Gegenstand. Er spürte es auch an der Atmosphäre und überhörte ebenfalls nicht die warnende Stimme in seinem Innern. Er mußte aufpassen und höllisch achtgeben.
Blitzschnell drehte er sich einmal im Kreis!
Nichts kam ihm verdächtig vor. Mike befand sich allein in dem Lagerraum.
»Ich glaube, ich sehe schon Gespenster!« hauchte er und dachte gleichzeitig daran, daß es wohl besser war, wenn er verschwand, denn er hatte genug gesehen.
Mike hatte sich schon umgedreht, als sein Blick zu Boden fiel, wo das Kreuz auch einen Schatten warf.
Und der bewegte sich!
Wieder kreiselte Schönenbroicher herum und bekam einen angstvollen, starren Blick.
So fix er auch sonst war, in diesem Augenblick reagierte er einfach nicht schnell genug. Das Kreuz war ihm bereits so weit entgegengefallen, daß er nicht mehr ausweichen konnte.
Er blieb stehen - und hatte Glück. Genau dort, wo sich sein Kopf befand, stülpte sich das Oval hindurch, berührte ihn aber an der Schulter und riß ihn zu Boden.
Schönenbroicher schrie nicht, er stöhnte nur, weil er mit dem Hinterkopf aufgeschlagen war und er das Gefühl hatte, knetende Hände hätten seine Schulter ausgekugelt.
Für einen Moment verschleierten Tränen seinen Blick. Bis er wieder richtig sehen konnte und sich erheben wollte, vergingen Sekunden.
Eine Zeit, die tödlich sein konnte.
Und das Oval des Kreuzes zog sich wie eine Schlinge um Schönenbroichers Hals zusammen.
Bei der ersten Berührung hatte Mike an nichts Böses gedacht. Erst als er den Druck wahrnahm, wußte er plötzlich, in welch einer grauenvollen Gefahr er schwebte.
Sein Leben war bedroht.
Die andere Kraft kannte kein Pardon. Es blieb nicht nur beim normalen Druck, sie zog sich zu wie eine Schleife, und niemand war

da, der sie hätte öffnen können.

Schönenbroicher versuchte es. Seine Hände bekamen zwar das goldene Metall in der Kreuzmitte zu fassen, er schaffte es aber nicht, es auseinanderzubiegen.

Und dann bewegten sich die Arme des Kreuzes.

Schönenbroicher glaubte zu träumen, als er plötzlich die schlangenhaften Köpfe sah, die über ihm schwangen und ihm entgegenpeitschten. Dahinter entdeckte er ein Gesicht.

Scharf geschnitten, mit pechschwarzen Haaren und großen, dunklen Augen, in denen Mitleid zu lesen stand.

Er ächzte schwer, und der Druck um seine Kehle verstärkte sich. Mike bekam keine Luft mehr.

Das letzte, was er in seinem Leben vernahm, war eine leise, zischende Stimme. »Wer meint, Layana wäre tot, der hat sich geirrt. Sogar sehr geirrt, mein Freund…«

Neugierde kann manchmal das Leben kosten.

Bei Schönenbroicher traf dieses Sprichwort leider zu…

***

Sogar der Commander hatte eine leichte Gänsehaut bekommen, als ich mit meinem Bericht fertig war. Er schaute weder Jenna noch mich an, sondern starrte auf seinen Kaffee, den er langsam umrührte. »Tut mir leid, ich habe keine Erklärung.« Er legte den Löffel auf den Rand der Untertasse und sagte mit einer etwas traurig klingenden Stimme. »Okay, ich kann nicht für jeden meiner Leute die Hand ins Feuer legen, aber ich kann mir auch nicht vorstellen, daß Besatzungsmitglieder den Lagerraum betreten und das Kreuz einfach aufrichten.«

»Es ist nicht gefallen, Commander.«

»Ja, das haben Sie ja berichtet. Tut mir leid, auch dafür habe ich keine Erklärung.« Er lehnte sich zurück und schaute auf den Monitor des kleinen Computers, der ebenfalls in seiner Kabine stand.

»Ihren ersten Worten entnehme ich aber, daß auch Ihnen die Sache nicht ganz geheuer ist.«

»Das stimmt.«

»Besteht ein Gefahr für das Schiff?«

Der Commander hatte direkt gefragt. Leider konnte ich ihm keine direkte Antwort geben. »Wir wissen es noch nicht.«

»Rechnen Sie denn damit?«

»Ja.«

Der Commander oder Kapitän legte die Stirn in Falten. »Das ist mir alles zu vage. Ich habe diesen Auftrag auf allerhöchsten Befehl angenommen. Bisher hat ja alles geklappt. Wir werden die Nacht noch durchfahren und legen morgen früh in Bristol an.«

»Um diese Nacht geht es, Commander.«
»Wieso?«
»Ich persönlich möchte, daß dieses goldene Kreuz auf keinen Fall unbewacht bleibt.«
Der Offizier lächelte. »Das ist kein Problem, wir haben genügend Leute zur Verfügung.«
Ich schüttelte den Kopf. »Nein, so meine ich das nicht. Ich möchte, daß wir es bewachen.«
»Sie wollen in die Halle?«
»Daran dachte ich.«
Der Commander winkte ab. »Das ist nicht nötig, Mr. Sinclair. Wir befinden uns auf einem der modernsten Schiffe, die die Navy besitzt. Das heißt, wir haben auch eine vollautomatische Kontrolle über die einzelnen Räume, wenn Sie verstehen.«
»Kamera und Monitor?«
»Genau.«
Ich warf Jenna, die neben mir saß, einen Blick zu und sah auch ihr Nicken. »Das müßte eigentlich reichen, finde ich.«
»Ich nicht.«
»Wieso?« Die Stimme des Commanders klang unwirsch.
Meine Antwort klang etwas unverständlich. »Weil es manchmal Dinge gibt, die stärker als eine Elektronik sind.«
Der Commander parierte sofort. »Können Sie da ein Beispiel nennen, Mr. Sinclair?«
Ich drückte es vorsichtig aus, auch weil ich Jennas gespannten Blick bemerkte. »Ich denke da an übersinnliche Phänomene.«
»Ach so.«
Ich lächelte. »Ihre Antwort klingt, als würden Sie mich für einen Hirngespinstler halten, Sir.«
»Nun ja, wenn Sie es schon selbst sagen…«
»Es sind aber keine Hirngespinste.«
»Was sagen Sie denn dazu, Dr. Jensen?« Der Commander suchte bei meiner Begleiterin Unterstützung. »Wenn ich korrekt informiert bin, sind Sie Wissenschaftlerin.«
»In der Tat.« Jenna hob die Schultern. »Ich müßte Beweise sehen. So ganz will ich es nicht abstreiten.«
»Aber ich.«
Ich nickte. »Klar, Commander, Sie sehen verschiedene Dinge anders. Trotzdem, so meine ich, können wir zu einer Einigung gelangen, wenn sich jede Partei ein wenig Mühe gibt.«
»Und die wäre?«
»Lassen Sie mich diesen Lagerraum überwachen. Ich werde die Nacht dort verbringen.«
Der Offizier schaute mich erstaunt an. »Des Menschen Wille ist sein

Himmelreich, heißt es immer. Ich denke auch, daß meine Einwände keinen Sinn haben würden.«

»Bestimmt.«

»Gut, dann übernachten Sie dort eben. Einen Schlafsack können wir sicherlich auftreiben. Ich gebe zu, daß Sie mich neugierig gemacht haben. Vielleicht sollten wir zuvor gemeinsam einen Blick in den Lagerraum werfen. Ich bringe Sie gern zu dem entsprechenden Monitor.«

»Einverstanden.«

Jenna und ich erhoben uns. »Ich bin da skeptisch«, flüsterte mir die Archäologin zu.

»Abwarten.« Den Commander fragte ich: »Halten Sie die Monitore stets besetzt?«

»Nein, nur bei einer sehr wertvollen Fracht!«

Die folgende Frage konnte ich mir nicht verkneifen. »Wie wertvoll schätzen Sie das goldene Kreuz ein?«

Er blieb vor einem der Lifte stehen und grüßte einen vorbeikommenden Maat. »Der Begriff wertvoll ist bei uns nicht dehnbar. Wir haben genaue Vorschriften; Mr. Sinclair. Wenn ich geheime Fracht an Bord habe, steht die natürlich unter Kontrolle. Ich lasse auch zusätzlich noch Posten vor die Türen stellen. Ich gebe zu, das Kreuz hat einen hohen Sachwert und auch einen ideellen oder wissenschaftlichen, aber wir wollen doch die Kirche im Dorf lassen. Unsere Frachträume sind gesichert, wer sollte auch ein solches Kreuz stehlen wollen. Er käme überhaupt nicht von Bord. Nein, das ist da so sicher wie in Abrahams Schoß.«

»Hoffentlich rutscht es nicht durch.«

»Was meinten Sie?«

»Schon gut.«

Der Commander öffnete die Lifttür und ließ Jenna Jensen den Vortritt. Das Lächeln war aus ihrem Gesicht verschwunden. Wahrscheinlich dachte sie jetzt intensiver nach.

Der Commander betrat als letzter den Lift. Mit ihm konnten wir fast bis auf die Brücke fahren. Er rauschte auch sehr schnell hoch. Bereits Sekunden nach dem Start waren wir am Ziel. Wieder öffnete der Offizier die Tür.

Über eine hell gestrichene Treppe gingen wir den Rest des Weges und standen dann auf der Brücke.

Es war ein imposantes Bild. Nicht allein wegen der Aussicht auf das Meer, die wir durch die breiten Scheiben genossen, auch die Elektronik beeindruckte uns. Die Kommando-Zentrale sah aus wie die Dekoration zu einem großen SF-Film. Computer steuerten die Abläufe, die diensthabenden Militärs saßen vor den Monitoren und kontrollierten die Werte. Man verließ sich auch noch auf die alten

Methoden, denn zwei Offiziere schauten durch die breite Scheibe hinaus auf die graue See, die allmählich die Dunkelheit des Himmels annahm.

Ein Novembertag war längst in den Nachmittag übergegangen. Allerdings regnete es nicht, so daß die Sicht relativ klar war.

Der Commander räusperte sich, als er Jenna Jensens staunendes Gesicht sah. »Sie sind zum erstenmal auf einem Kriegsschiff, Dr. Jensen?« erkundigte er sich.

»Ja.« Sie wirkte noch immer erstaunt. »Was hätte ich auch dort verloren gehabt?«

Ich konnte mir ein Grinsen nicht verbeißen. Militärs waren von ihren gefährlichen Spielzeugen immer sehr überzeugt und konnten es oftmals nicht verstehen, daß andere Menschen eben auch anders dachten.

»Nun ja.« Der Commander hob die Schultern. »Dann darf ich mit Ihnen wohl zu der Überwachungsanlage gehen.«

»Gern.«

Die Monitore standen in einer Reihe. Es waren fest in Konsolen installierte Bildschirme.

Der Commander wußte selbst nicht genau, welcher Bildschirm uns das Innere des Frachtraums zeigte. Auf einer an der Wand hängenden Liste schaute er nach.

»Bitte, setzten Sie sich doch.« Höflich wies er Jenna Jensen einen Platz zu.

Sie ließ sich vor dem Bildschirm nieder. Den Blick schon auf das graugrüne Rechteck gerichtet.

Der Commander stellte ihn ein. Auf dem Schirm entstand ein sehr verwaschen wirkender Ausschnitt. Die Kamera stand in einer günstigen Winkelposition. Da sie zusätzlich durch eine vom Monitor aus zu steuernde Fernbedienung schwenkbar war, konnte man den ganzen Frachtraum absuchen.

Soweit wir erkennen konnten, war der Frachtraum leer.

»Wo ist denn das Kreuz?« fragte Jenna.

»Es wird noch kommen.« Tatsächlich sahen wir es einen Moment später. Die Qualität des Bildes war nicht gestochen scharf. Die Umrisse zerflossen, wir sahen viele Schatten, aber wir erkannten plötzlich den Gegenstand, nach dem wir so gesucht hatten.

Der Commander stoppte die Kamera. »Da ist es ja!«

Jenna Jensen saß, der Commander und ich schauten ihr von beiden Seiten über die Schulter, und ich glaubte zuerst, mich getäuscht zu haben. Aber es stimmte tatsächlich, die Kamera log nicht.

Das Kreuz lag wieder auf dem Boden.

»Wer hat es denn gekippt?« fragte Jenna.

»Weiß ich auch nicht.«

Der Commander räusperte sich. »Kein Zweifel, das Kreuz steht nicht mehr, so wie Sie es gesagt haben. Und was hat das zu bedeuten?«

»Sorry, Sir, dafür habe ich im Moment noch keine Erklärung. Vielleicht bekommen wir sie noch.«

Jenna beugte sich vor. Auch ihre Hände näherten sich dem Bildschirm. Es sah so aus, als wollte sie einen trüben Schleier wegwischen. Dann holte sie eine Brille hervor, um besser sehen zu können.

»John«, flüsterte sie und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Das kann doch eigentlich nicht wahr sein.«

»Was?«

»Dieses Bild hier. Das ist nicht zu fassen. Ich habe mich doch nicht getäuscht. Da liegt jemand.«

»Ja, das Kreuz.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ja und nein. Ich sehe aber auch einen Mann, John.«

»Wo?«

Jenna rückte zur Seite, damit ich besser sehen konnte. Wir hörten den Commander etwas von unmöglich und Täuschung erzählen, aber darauf sollte man sich nicht verlassen.

Ich schaute mir das Bild sehr genau an und spürte plötzlich den Kloß im Hals.

»Sie haben recht, Jenna. Da liegt jemand. Und es sieht aus, als hätte ihn das Kreuz getötet. Der Kopf steckt in der oberen Partie wie in einer Henkersschlinge.«

»Was reden Sie denn da?« beschwerte sich der Commander.

Jenna stand ruckartig auf. »Setzen Sie sich, Mister, und schauen Sie sich das Bild selbst an. Auch wenn es unscharf ist, ich weiß schon, was ich da gesehen habe.«

Der Offizier schaute Jenna etwas unwirsch an, sagte aber nichts, schüttelte nur den Kopf und setzte sich. Natürlich war es für ihn unverständlich. Ich war mal gespannt, welche Haltung er zeigen würde, wenn er sich das Bild genau anschaute.

Jenna nickte mir zu. Sie hatte ihre Brille wieder weggesteckt. Auf dem Gesicht lag ein angespannter Ausdruck.

Der Commander schaute sehr genau und sehr lange. Schließlich drückte er seinen Körper zurück, stand auf und wirkte in diesem Augenblick wie eine Marionette. Wahrscheinlich war für ihn eine Welt zusammengebrochen.

Aber er bewahrte Haltung. Nur das leise Räuspern verriet seine Erregung. »Das ist ein Toter«, sagte er. »Man kann es sehen, und ich kenne den Mann. Es ist Schönenbroicher. Ordonnanz Schönenbroicher. Das Kreuz muß ihn erschlagen haben.«

»Nein, Sir!« korrigierte ich ihn. »Es hat ihn erwürgt.«

»Wie kam er in den Frachtraum?«
»Das ist doch jetzt zweitrangig.«
»Ja, natürlich.«
»Deshalb sollten wir sofort Gegenmaßnahmen ergreifen.«
Noch einmal straffte sich die Gestalt des Offiziers. Ich konnte mir vorstellen, an was er dachte.
Wahrscheinlich an einen großen Alarm oder ähnliches.
Dagegen war ich. »Bitte, Sir, machen Sie jetzt keinen Fehler. Reißen Sie sich zusammen.«
»Was soll das heißen?«
»Dies kann ich Ihnen sagen. Bitte keinen Alarm. Niemand soll wissen, was da passiert ist.«
»Na und? Ich…«
»Wir werden die Sache allein untersuchen. Und ich möchte Sie bitten, ebenfalls nicht mit uns in den Frachtraum zu kommen. Es könnte sein, daß sich dort etwas verborgen hält, das stärker ist als Sie.«
»Ich habe auf diesem Schiff das Kommando. Daran sollten Sie denken.«
Dagegen konnte ich nichts machen. Aber ich schaltete das Bild ab. »Es ist besser, Sir.«
»Wie Sie wünschen.« Er räusperte sich und entschuldigte sich noch im gleichen Atemzug. »Sorry, aber ich war etwas durcheinander. Damit hätte ich nie gerechnet.«
»Das können wir uns vorstellen.«
»Gehen wir!«
Einige Soldaten beobachteten uns, wie wir die Brücke wieder verließen. Ich wußte nicht, ob sie etwas bemerkt hatten. Noch einen Blick warf ich auf die graue See.
Ein komisches Gefühl beschlich mich schon, denn Land war nicht zu erkennen. Wir befanden uns in der graugrünen Weite, die für mich einzig und allein aus Himmel und Wasser bestand.
Der Kreuzer zog unbeirrt seine Bahn. Vor dem Bug schob er einen weißen Schaumkamm her.
Mit dem Transport des Kreuzes hatten wir uns quasi ein Kuckucksei ins Nest gelegt. Keiner von uns wußte, zu was die im Kreuz steckende geheimnisvolle Kraft noch alles fähig war.
Vielleicht gelang es ihr auch, ein ganzes Schiff zu zerstören.
Ich schluckte das bedrückende Gefühl hinunter, und ich kam mir vor wie in einem gewaltigen Sarg aus Stahl, der allerdings nicht so beklemmend war wie damals das alte U-Boot auf der Themse.
Auch Jenna Jensen war durcheinander. Manchmal blickte sie mich fragend an, aber ich konnte ihr auch keine Antworten geben. Das würde wahrscheinlich das Kreuz übernehmen.

Vor der zweiflügeligen, verriegelten Tür zur Lagerhalle blieben wir stehen. Ich holte den Schlüssel hervor und bemerkte auch den erstaunten Blick des Commanders.

»Lassen Sie uns zuerst hineingehen, ja?«

»Bitte.«

Ich brauchte aber nicht aufschließen, das hatte schon zuvor derjenige besorgt, der jetzt tot am Boden lag und durch das goldene Henkelkreuz erwürgt worden war.

Auch Jenna Jensen betrat den Lagerraum. Ich schaltete das Licht ein. Es flackerte für einen Moment, dann brannte es normal und verstreute seine kalte Helligkeit.

Ordonnanz Schönenbroicher lag auf dem Rücken und auch halb unter dem Kreuz begraben. Die Augen des jungen Mannes standen weit offen. Das linke Brillenglas zeigte Sprünge, das rechte war noch völlig erhalten. Auch der Mund stand offen. Die Zunge hatte sich wie ein Korken durch die Lücke zwischen beide Lippen geschoben.

Schönenbroicher bot ein Bild des Schreckens und des Jammers, aber etwas hatte sich verändert. Die Schlinge lag nicht mehr stramm um den Hals des Soldaten. Sie hatte wieder ihre normale Größe eingenommen.

Das fiel auch Jenna Jensen auf. »Vorhin war es anders«, flüsterte sie mit dünner Stimme.

»Das meine ich auch.«

»Und jetzt?«

»Wir müssen den Toten wegschaffen«, sagte der Commander. Er hatte nach uns den Frachtraum betreten und schaute sich unbehaglich um. Daß so etwas auf seinem Schiff passiert war, konnte er einfach nicht fassen. Er sah so aus, als suchte er den Mörder.

Ich sprach ihn an. »Dagegen habe ich nichts, Sir. Gibt es auf diesem Schiff Männer, denen Sie unbedingt vertrauen können?«

Er lachte leise. »Nein, jetzt nicht mehr. Mr. Sinclair, verstehen Sie richtig. Nach dem Mord kann ich niemandem mehr vertrauen. Wir müssen da völlig umdenken, mein Lieber.«

Ich nickte. »Das stimmt vielleicht, aber ich denke daran, daß Schönenbroicher nicht von einem Menschen getötet wurde.«

»Wer soll es dann getan haben?«

Ich deutete auf das Kreuz.

Dem Commander lag eine Antwort auf der Zunge, die er lieber verschluckte. Sie wäre eines Offiziers nicht würdig gewesen, aber das war sein Bier, nicht meines. Er sagte statt dessen: »Da ich weiß, daß ich den Mann nicht getötet habe, werde ich ihn wegschaffen. Sind Sie damit einverstanden?«

»Ja.«

Es war schwer, Schönenbroicher unter dem mächtigen und massiven

Kreuz hervorzuholen. Der Commander und ich schleiften ihn zur Tür, dann wuchtete sich der Offizier den Leichnam über die rechte Schulter.

»Darf ich Sie noch bitten, dorthin nicht zurückzukehren?«

»Wieso?«

»Wir werden hier einige Experimente durchführen, Sir.«

Der Offizier schüttelte den Kopf. »Sie sind gut. Ich könnte Ihnen helfen, das Schiff ist…«

»Wahrscheinlich steht es unter einem fremden Einfluß, Commander. Nehmen Sie das hin, bitte!«

Er widersprach nicht mehr, ging, und ich schloß die Tür hinter ihm. Tief atmete ich durch.

Jenna stand ein Stück entfernt. Sie fuhr mit beiden Händen durch ihr Gesicht und anschließend durch die Haare. »Ich kann es noch immer nicht fassen und komme mir vor, als würde ich träumen.«

»Der Fehler liegt bei mir.«

»Wieso?«

»Ich hätte es nicht zulassen sollen, daß dieses gefährliche Kreuz an Bord gelangt.«

»Konnten Sie das denn vorher wissen?«

»Eigentlich hätte ich es wissen müssen. In dem Kreuz steckt der Geist einer mächtigen Dämonin oder eines mächtigen Wesens, Layana mit Namen. Sie ist eine Feindin der Königin von Saba gewesen, das steht fest.«

»Wenn Sie das so sagen, John, stellten Sie die Existenz der Königin nicht in Zweifel!«

»So ist es, fast jedenfalls.« Ich ging zum Lichtschalter. »Die allerletzten Zweifel hoffe ich noch aus der Welt schaffen zu können.«

»Was haben Sie vor?«

Ich verzog die Lippen. »Ein Experiment. Und ich meine, daß es mir gelingen wird, Layana zu locken. Was immer auch geschieht, Jenna, bleiben Sie ruhig. Wird es zu gefährlich, dann fliehen Sie aus dem Lagerraum. Einverstanden?«

»Ja, natürlich.«

Ich löschte das Licht. Es wurde völlig finster, so daß sich Jenna erschrak. Ich hörte, wie sie sich in meine Richtung bewegte.

»Bleiben Sie an der Tür, Jenna«, zischte ich ihr zu und holte gleichzeitig meine kleine Leuchte hervor.

Als der Strahl die Dunkelheit zerschnitt und ich die Hand drehte, huschte das Licht auch über Jennas Gesicht. Es sah bleich aus.

Ich richtete den Strahl auf das liegende Kreuz. Durch das künstliche Licht hatte es einen anderen Glanz bekommen. Das Gold schimmerte nicht mehr so weich, es wirkte kälter.

Ich ging auf das Henkelkreuz zu und holte gleichzeitig meines

hervor. Bisher hatte ich meinen Talisman noch nicht im Beisein des anderen Kreuzes aktiviert. Das sollte sich in den nächsten Sekunden ändern.

Vor dem Kreuz ging ich in die Knie. Aus dieser Sichtperspektive kam es mir noch größer vor.

Ich nahm meinen Talisman und legte ihn auf den unteren Balken des Henkelkreuzes. Was bald geschehen würde, konnte sehr wichtig für uns sein. Dementsprechend gespannt fühlte ich mich.

Jenna Jensen sagte nichts. Ich hörte nur ihren schnellen und gleichzeitig gepreßt klingenden Atem.

Ich schaute über mein Kreuz hinweg und sah das andere vor mir liegen. Flach auf dem Boden.

Wenn man es so ansah, war es kaum zu fassen, daß es sich aus eigener Kraft aufrichten konnte.

Ich dachte über die Symbolik des Henkelkreuzes nach. Es stammte aus der alten ägyptischen Mystik und war meist zwischen die Augen des toten Pharao gezeichnet. Es sollte so das Dritte Auge darstellen und gleichzeitig eine andere Symbolik.

Es wies in seiner Verbindung der Vertikalen und des Kreises auf die Vereinigung des Männlichen und des Weiblichen hin. Es war aber auch verwandt mit der Schlange, die ebenfalls bei den alten Kulturen eine wichtige Rolle spielte, denn über sie wurde auch schon im ägyptischen Totenbuch geschrieben.

Auch auf meinem Kreuz hatte Hesekiel das Henkelkreuz hinterlassen. Jetzt würde es sich zeigen, ob es dafür einen Grund gab.

Ich wandte mich noch einmal an Jenna. »Was immer auch geschieht, halten Sie sich zurück.«

»Ja, natürlich. Was haben Sie denn vor?«

»Ich werde eine Beschwörungsformel sprechen und mein Kreuz damit aktivieren.«

»Wie das?«

»Nun, Sie werden es gleich sehen.« Es waren die letzten Worte vor der großen Konzentration, und ich hoffte, daß ich jetzt keinen Fehler mehr machte.

Noch einmal verglich ich beide Kreuze und sprach dann die Formel, die man mich gelehrt hatte.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Und beide Kreuze reagierten!

***

Meines, das geweihte und silberne erstrahlte plötzlich in einer glänzenden Lichtfülle, die sich wie eine gewaltige Glocke innerhalb des Lagerraumes ausbreitete.

Das Strahlen war so stark, daß es uns blendete und sich auch über

das Henkelkreuz verteilte.

Als ich den Kopf nach rechts drehte, sah ich Jenna Jensen wie einen Schatten an der Wand stehen, die Arme halb erhoben, die Hände gegen die Wangen gepreßt und auf das große Kreuz starrend, durch das plötzlich ein Zittern lief, als wären Kräfte in seinem Innern geweckt worden, die bisher nur geschlummert hatten.

Das Kreuz zitterte nicht nur, es bewegte sich auch. Es rutschte ein kleines Stück über den Boden und mir dabei entgegen. Dann aber, als hätte jemand seine Hände unter das Oval gedrückt, richtete es sich plötzlich vor meinen Augen auf.

Ich kniete noch immer, packte mein Kreuz, dessen Strahlen nachgelassen hatte, und hängte es mir um den Hals.

Dann ging ich einige Schritte zurück, um dem Phänomen zuzuschauen. Die Lampe brauchte ich nicht mehr, denn das goldene Henkelkreuz war selbst von einer sehr intensiven Strahlung erfüllt, die sie etwas matt nach außen abgab.

Ein golden schimmerndes Licht erhellte den Lagerraum.

Jenna und ich staunten.

Und das Kreuz blieb stehen, als hätte es ein gewaltiger Herkules in den Boden gerammt.

Dafür hörte ich ein leises Summen, das auch eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Stöhnlaut hatte, der von irgendeiner Kraft abgegeben sein mußte, die in dem Kreuz wohnte.

War es Layana gewesen?

Ich sah nichts, aber im nächsten Augenblick änderte sich alles, denn auf dem senkrechten Balken des Kreuzes entstand ein Bild.

Das Bild einer Frau!

Sie war ungefähr so gekleidet, wie man es aus Zeichnungen von den alten Ägypterfrauen her kannte. Ihr Haar war pechschwarz und sehr lang, so daß es die Schultern berührte, die nicht nackt waren, weil sie von einem bunten, steif wirkenden Kragen bedeckt wurden, der nur bis zum Ansatz der freiliegenden Brüste reichte, die allerdings von den verschränkten Armen bedeckt waren.

Sie trug einen schlichten, langen Wickelrock von weißer Farbe. Ein Kranz aus matt schimmerndem Lorbeer zierte das Haar, so daß sie wie eine Siegerin wirkte.

Ich konzentrierte mich auf das Gesicht. Es fiel nicht leicht, den Ausdruck zu beschreiben. Er war von einem gewissen Hochmut geprägt, zeigte aber auch Entschlossenheit und Stärke.

Wer konnte so schauen?

Doch nur eine Königin.

Große, dunkle Augen schauten auf uns nieder. Der Mund war klein, die Lippen voll, in Höhe der Wangenknochen schimmerte die Haut in einem leichten Rot.

Aber noch etwas sahen wir. Für mich war dieser Anblick irgendwie entscheidend.

Die Person besaß statt der Hände Schlangenköpfe. Ein Bild, das mich irgendwie berührte. Aus den offenstehenden Mäulern hingen lange, dünne Zungen.

Wer war es?

Die Antwort bekam ich von Jenna Jensen. Ich hörte, wie sie fast schluchzend einatmete.

»Das ist sie, John. Das ist die Königin von Saba…!«

***

Commander Glenn Stark befehligte den Kreuzer seit etwas mehr als einem Jahr. Bisher hatte er gedacht, daß ihm nichts Menschliches fremd war, das änderte sich nun, als er den toten Mike Schönenbroicher auf der Schulter trug. Er dachte daran, daß dieser Mann auf seinem Schiff gestorben war. An Bord mußte sich ein Killer befinden.

Sinclair hatte eine andere Theorie, die war für Glenn Stark uninteressant geworden. Dieses Kreuz konnte nicht töten. Was immer er auch dachte, so etwas gab es nicht. Da konnte er reden, wie er wollte, alle Erklärungen wirkten lächerlich.

Commander Stark hatte auch schon die Lösung gefunden. Er wollte in Bristol zunächst einmal niemand von Bord lassen und eine Untersuchung einleiten, zu der er die Unterstützung der Military Police benötigte. Die Männer dort kannten sich aus und hatten schon des öfteren manch verzwickten Fall gelöst.

Zuerst mußte er die Leiche loswerden, die über seiner rechten Schulter lag und drückte. Es gab mehrere Möglichkeiten. Er konnte sie in einen anderen Lagerraum legen, aber auch in einen der Kühlräume. Davon sah er ab, denn dort lagerten Dinge, die nicht unbedingt mit einem Toten in Berührung kommen sollten.

Neben dem Fahrstuhl existierte eine kleine Nische. An deren Ende befand sich eine Tür, und dahinter lag ein schmaler Raum, in dem Werkzeug aufbewahrt wurde.

Das war genau durchdacht. Wenn irgend etwas nicht mehr funktionierte, hatte man hier unten auch das Werkzeug zur Hand. Die Tür wurde nie abgeschlossen, der Offizier brauchte nur den Riegel umzulegen, dann konnte er sie öffnen.

Das tat er auch und ließ erst danach Schönenbroicher von seiner Schulter rutschen.

Der Tote fiel auf den Rücken. Beim Aufprall rutschte ihm die Brille von der Nase. Der Commander bemerkte es nicht und trat auf sie, als er in den kleinen Raum ging. Durch das Knirschen wurde er aufmerksam, schaute auf die Reste und machte Licht.

Wie überall auf dem Schiff hatte auch hier die Ordnung Einzug gehalten. Die einzelnen Werkzeuge lehnten übereinander an den Wänden und wurden von Metallklammern gehalten. An einer Seite standen ineinandergeschobene Leitern und daneben Sitzbänke aus Metall.

Commander Stark ging wieder zurück, bückte sich und faßte den Toten unter. An den Schultern hob er ihn an, um ihn anschließend in die Kammer zu schleifen.

Sie war so groß, daß er ihn niederlegen konnte, auch mit ausgestreckten Beinen.

Dennoch winkelte er sie an und wollte wieder zurückgehen, als er noch einen letzten Blick auf die Leiche warf.

Steif blieb der Commander stehen!

Der Tote hatte sich bewegt.

Glenn Stark schluckte. Das konnte nicht sein, Schönenbroicher war tot, und Tote können sich nicht bewegen. Er mußte sich einfach getäuscht haben.

Einen kleinen Schritt ging er noch zurück, stützte sich mit einer Hand an der Tür ab und konnte seinen Blick einfach nicht von der Leiche abwenden. Es war der reine Wahnsinn, denn in diesem Moment bewegte sich der Tote abermals.

Durch seine Gestalt rann ein Zucken, als wäre eine andere Kraft dabei, die Kontrolle über ihn zu übernehmen. Der Mund des Commanders öffnete sich, und so blieb er auch stehen, unfähig, sich noch zu bewegen. Was ihm da vorgeführt wurde, war kaum zu fassen, und er sah jetzt genauer hin.

Dabei stellte er fest, daß der Tote sich nicht aus eigenem Antrieb bewegte, sondern bewegt wurde.

Und zwar von innen.

Dort mußte etwas stecken, das ihn antrieb. Er blieb auch auf dem Boden liegen, obwohl sich sein Kopf zur Seite drückte und so liegenblieb, daß der Commander gegen den offenstehenden Mund schauen konnte.

Er sah sogar hinein und erkannte mit Schaudern, daß sich darin etwas bewegte.

Die Zunge?

Nein, sie war es bestimmt nicht. Aus dem Rachen kroch es hervor, glitt über die Zunge hinweg und schaute wie ein neugieriger Wurm nach draußen.

Es war kein Wurm!

Der Commander hatte plötzlich einen trockenen Hals bekommen. Was sich da in einer roten, irgendwie schmutzig erscheinenden Farbe aus dem Mund hervorschob, war der Kopf einer Schlange.

Und es blieb nicht bei der einen. Der Körper des Toten schien mit

ihnen gefüllt zu sein, da sich auf einmal die Nase bewegte und die beiden nächsten Schlangen dünn wie Gummi aus den Nasenlöchern hervorkrochen. Auch die Ohren waren vor ihnen nicht sicher, sie fanden zielstrebig ihren Weg und verließen den Toten.

Stark hielt den Atem an. Er schüttelte den Kopf, wischte über seine Augen, als könnte er das Bild so verscheuchen, doch es war kein Irrtum oder eine Halluzination.

Die Schlangen und auch der Tote blieben!

Sie glitten über seinen Körper, waren dünn wie schmale Schläuche, besaßen auch fast die gleiche Farbe und suchten den Weg aus der Kammer.

Der Commander wußte nicht, ob diese Tiere giftig oder harmlos waren, er wollte es auch nicht darauf ankommen lassen. Obwohl er Soldat war, entschied er sich für den Rückzug.

Noch war Zeit genug.

Mit einem hektisch wirkenden Sprung verließ er die Kammer und rammte, bevor noch eine Schlange den kleinen Raum verlassen konnte, die Tür zu. Erst jetzt atmete er auf.

Was ihm in seiner langen Laufbahn als Offizier so gut wie nie passiert war, geschah in diesen Augenblicken. Er begann zu zittern, als hätte man ihn, nur mit einer Badehose bekleidet, in einen Eiskeller gestellt.

Wie ein angeschlagener Boxer wankte er zurück. Sein Gesicht war feucht. Er nahm seine Mütze ab und sah im Innern das ebenfalls naß gewordene Schweißband.

Bisher hatte er Sinclairs Theorien schlichtweg für Spinnereien gehalten. Darüber dachte er nun anders, aber es nutzte ihm nichts. Ihn interessierten auch keine Zusammenhänge, als Commander war er allein daran interessiert, die Schlangen von seinem Schiff zu bekommen.

Aber Wie?

Er spürte seinen Herzschlag, der in der Brust trommelte. Verzweifelt suchte er nach einem Ausweg.

Die Gedanken schlugen Purzelbäume, er dachte daran, die Schlangen erschießen zu lassen, und wahrscheinlich war das die einzige Möglichkeit.

Er hatte die Truppe im Zug, die Männer würden schon nicht durchdrehen, wenn sie die entsprechenden Befehle bekamen. Was Sinclair dachte und wollte, war ihm egal. Dieses Schiff kommandierte er. Die »Bristol« stand unter seinem Kommando.

Ungewöhnliche Geräusche ließen ihn aufhorchen. Zunächst war es nur ein Kratzen und Schaben, das an seine Ohren drang. Er konnte sich die Herkunft des Geräuschs auch nicht erklären, deshalb durchforschte er die unmittelbare Umgebung, aber dort erkannte er nichts.

Das Geräusch mußte eine andere Ursache haben, und so konzentrierte er sich auf die Laute.

Ja, sie kamen von vorn.

Und da befand sich die Kammer mit der verschlossenen Tür. Über das Gesicht des Mannes huschte ein flüchtiges Grinsen. Er richtete den starren Blick auf die Tür.

Die Schlangen mußten sich von innen dagegenwerfen oder drücken, und die Laute hatten auch Ähnlichkeit mit Kratzen und Scharren von Hunden und Katzen.

Aber die zischten nicht so laut!

Die dünne Stahltür verformte sich in Kniehöhe und riß plötzlich. Der Weg war frei!

Wirklich für die Schlangen?

»Das ist doch nicht wahr!« flüsterte der Commander und dachte, weil er mit einem analytischen Verstand ausgerüstet war, schon an die Folgen für das Schiff. Wenn sich die Schlangen durch die Tür winden konnten, würden sie bald auch die Außenhaut des Schiffes zerfressen…

Er dachte nicht mehr weiter, denn die erste Schlange hatte es geschafft, ihren roten Kopf durch die Öffnung zu stecken. Das Maul stand noch offen. Aus ihm peitschte die dünne Zunge wie ein tastendes Instrument und fuhr über den Boden, als wollte sie Staub auflecken.

Die zweite Schlange bohrte sich durch. Sie mußte eine Flüssigkeit absondern, die wie eine starke Säure wirkte, denn an der kleinen Öffnung bewegten sich winzige Wölkchen.

Die dritte und vierte Schlange kamen, während die erste schon den Kurs auf den Commander nahm.

Er wollte noch keinen Alarm geben, vielleicht kam er auch so klar, öffnete an der rechten Seite die Klappe der Pistolentasche und holte seine Dienstwaffe hervor.

Dann legte er auf die kleine Bestie an…

***

Die Königin von Saba!

Legende, Geschichte - oder Wahrheit?

Diese Frage konnte ich auch jetzt nicht beantworten, aber ich hatte wieder einmal den Eindruck, an einem wahrhaft historischen Punkt meines Lebens zu stehen, denn welcher normale Mensch bekam so etwas schon geboten? Eine Gestalt, die sich durchscheinend, aber dennoch wie aus Fleisch und Blut wirkend innerhalb eines übergroßen Kreuzes abzeichnete.

Es war still geworden. Selbst Jenna hielt den Atem an, und ich drehte meinen Kopf nach rechts, um sie anzuschauen.

Was in ihrem Innern vorging, konnte ich nur raten. Aber ein Teil der Gefühle zeichneten sich auf ihrem Gesicht ab, das bleich aussah und dennoch von den roten Flecken der Aufregung durchsetzt wurde. Sie hielt die Hände zu Fäusten geballt und konnte einfach nicht anders, als immer nur das Kreuz anzusehen.

»Ist sie das wirklich?« fragte ich.

Jenna war zu sehr mit der neuen Tatsache beschäftigt, als daß sie mir eine Antwort gegeben hätte, deshalb wiederholte ich meine Frage und sah ihr Nicken.

»Woher weißt du es?«

»Ich habe Bilder gesehen. Wandzeichnungen, in Felsen gehauene Fragmente. Alles…«

»Und die Schlange?«

»Sie… sie soll diesen Kult verehrt haben. Die Schlangen haben sich oft in ihrer Nähe befunden.«

Jenna schüttelte den Kopf. »Es ist kaum zu fassen, John. Sie hat gelebt, sie hat wirklich gelebt. Ich sehe es jetzt. Und ich bekomme diesen Beweis als erste.«

Meine nächste Bemerkung enttäuschte sie vielleicht, denn ich sagte: »Wer wird Ihnen glauben? Sie müssen Ihren Kollegen und der Welt Beweise herschaffen.«

»Es ist das Kreuz!«

»Falls wir es noch mitnehmen können.«

»Reden Sie nicht, John. Deshalb sind wir doch hier.« Jenna schluckte. »Ich werde versuchen, sie anzusprechen. Ja, sie soll die Chance haben, mir zu antworten. Sie kann uns dann alles erzählen, wo ihr Grab liegt, wie es damals wirklich war, auch mit König Salomon, dem sie ja Rätsel aufgegeben hat…«

»Bitte.«

Jenna holte noch einmal tief Luft. Sie löste sich von der Wand, um das gewaltige Kreuz und das Bild der Königin aus der Nähe zu betrachten.

Jenna Jensen konnte nicht ruhig bleiben. Sie rieb ihre Handflächen gegeneinander und verhielt erst in meiner Höhe ihren Schritt.

»Was wollen Sie die Königin fragen?«

»Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll. Es ist alles viel zu fremd für mich. Ich komme mir vor wie ein Kind, das man kurzerhand ins Wasser geworfen hat, damit es schwimmen lernt.«

»Das scheint mir auch so.«

Jenna breitete ihre Arme aus und wirkte danach wie eine Frau, die durch diese Geste zu verstehen gibt, daß sie beten will. Sie drehte dabei ihre Handflächen der Person im Kreuz zu, so daß diese die friedliche Absicht erkennen mußte. Dieses Zeichen war sicherlich auch vor mehr als 2 000 Jahren bekannt gewesen.

Was nun geschah, ging allein die Königin von Saba und Jenna Jensen etwas an. Deshalb hielt ich mich zurück.

Jenna neigte ihr den Kopf entgegen. »Wenn du mich hören kannst, Königin, gib es mir durch ein Zeichen zu verstehen.«

Wir warteten.

Zunächst geschah nichts, dann aber bewegten sich im Gesicht der Königin die Augenlider. Sie klappten nach unten, zusammen mit den langen, dunklen Wimpern. Als Jenna das sah, fuhr sie herum. Sie strahlte. »Sie… sie hat mich verstanden, John. Mein Gott, sie hat mich verstanden.« In ihrer Erregung umarmte mich die Wissenschaftlerin und schüttelte mich durch.

»Ich sah es, Jenna.«

»Wissen Sie, was das für mich und die Wissenschaft und die ganze Welt bedeutet? Es ist einfach unbegreiflich und sagenhaft.«

»Reden Sie weiter mit ihr!«

»Ja, entschuldigen Sie.« Jenna schüttelte den Kopf. »Ich mußte erst mit dieser Tatsache fertig werden, das ist alles so neu für mich, so - na ja…«

Ich half ihr mit, damit sie sich wieder umdrehen und die Königin anschauen konnte. Die hatte ihre Haltung nicht verändert. Noch immer hielt sie die Arme vor ihren Brüsten verschränkt. Das weiße, schlichte Linnentuch reichte ihr fast bis an die Knöchel. Es war in der Mitte geschlitzt. Da sie ein Bein leicht angewinkelt hatte, schaute auch ein Teil des Knies hervor.

Jenna formulierte ihre nächste Frage. Sie sprach wie ein Kind, das zum erstenmal einen zusammenhängenden Satz formulierte. Sehr langsam und jede Silbe betonend, damit auch nichts verschluckt wurde und die Königin alles mitbekam.

»Bist du die Königin von Saba?«

Auch ich war jetzt innerlich aufgewühlt. Zwar nicht so wie Jenna, aber falls die Person im Kreuz tatsächlich die Königin war, konnte dies auch mich betreffen. Der Geschichte oder der Bibel nach hatte sie dem weisen König Salomo einen Besuch abgestattet und ihm ein Rätsel aufgegeben. Und Salomo, das wußte ich, hatte einmal mein Kreuz besessen. Vielleicht war er der erste Besitzer nach dem Propheten Hesekiel gewesen, aber darüber lag nach wie vor noch der Schatten eines Geheimnisses.

Sie schwieg.

Auch in ihrem Gesicht bewegte sich vorläufig nichts. Dann aber zuckten die Lippen. Es sah so aus, als wollte sie den Mund öffnen. Dessen Winkel verzogen sich nur, reden konnte sie nicht. Wir sahen, daß sie sich anstrengte, aber irgendeine Kraft hinderte sie daran. War es möglicherweise die Macht der Layana?

»Bitte, gib Antwort!« forderte Jenna flüsternd. »Du mußt dich uns

offenbaren…«

Und die Königin antwortete abermals auf ihre Weise, indem sie die Augenlider senkte.

Jenna war geschockt und gleichzeitig überrascht. Sie ging einen Schritt zurück. Dabei bemerkte sie kaum, daß sie gegen mich stieß, und ich hielt sie fest.

»Das ist es, John, das ist der Beweis. Sie ist die Königin von Saba, und ich habe sie gesehen.«

»Aber sie wird nicht sprechen können!«

Jenna fuhr herum. »Weshalb nicht?«

»Denken Sie an ihre Feindin Layana. Sie ist es doch, die…«

»Nein, ich muß sie dazu zwingen. Ich brauche Informationen. Erst dann kann ich wieder anfangen zu suchen. Ich will einen konkreten Plan haben und ihr Grab finden. Vielleicht hat man sie mumifiziert wie einen mächtigen Pharao. Dann könnten wir den Leichnam herausnehmen und ihn untersuchen lassen.«

»Noch haben Sie die Chance, Jenna!« drängte ich.

»Ja, entschuldigen Sie.« Jenna schlug gegen ihre Stirn. »Ich war eben durcheinander.« Sie drehte sich wieder um.

Stumm schaute die Königin auf uns herab. Mir war der Blick zu arrogant, damals hätte man ihn möglicherweise als königlich oder hoheitsvoll bezeichnet, und sie war ja von ihrem Volk wie eine Göttin verehrt worden. Da bleibt immer etwas hängen.

»Wo hast du gelebt, Königin? Bitte, du mußt jetzt die Wahrheit sagen. Es ist ungemein wichtig. Wo?«

Sie gab keine Antwort.

»Reden Sie weiter, Jenna!« zischte ich. »Machen Sie es ihr leichter. Sie kann ja nicht sprechen.«

»Ja, natürlich.« Jenna holte tief Atem. »Die einen sagen in Aksum, in der alten Königstadt. Stimmt es?«

Die Königin von Saba schwieg, auch als Jenna Jensen die Frage noch einmal stellte und plötzlich einen verzweifelten Eindruck machte.

»Es ist doch noch eine Stadt erwähnt worden!« half ich der Wissenschaftlerin auf die Sprünge.

»Das weiß ich.«

»Dann los!«

»Oder war es Marib, der toten Stadt, wo der gewaltige Tempel stand. Noch heute sind die fünf Säulen zu sehen. Die Sabäer haben den Tempel gebaut. War es auch deine Stadt?«

Jetzt kam es darauf an.

Wir hielten beide den Atem an. Wenn sie uns jetzt eine Antwort gab, konnte diese tatsächlich für die Wissenschaft und die Menschheit von großer Bedeutung sein.

Und dann sahen wir wieder das leichte Flattern der Augenlider. Es

war nur eine kurze, kaum wahrnehmbare Bewegung, wie das Zucken von Schmetterlingsflügeln, und sie wäre auch kaum aufgefallen, wenn sie zuvor nicht in große Starre verfallen wäre.

Jenna Jensen stöhnte auf. »Das ist der Beweis«, flüsterte sie. »Das ist der Beweis.« In ihren Augen schimmerte Tränenwasser, als sie mich anblickte.

Ja, es war der Beweis. Für sie und für mich. Aber nicht für die Wissenschaft. Wie viele Menschen mochten das gleiche schon behauptet haben und waren ausgelacht worden. Jenna wäre da eine unter vielen Personen gewesen.

»Marib, John«, sagte sie leise, aber jeden Buchstaben dabei betonend. »Ich muß nach Marib. Das wird mein nächstes Ziel sein. Marib, die tote Stadt, wie sie in den Legenden und Sagen der Jemiten genannt wird.« Sie nickte, ohne mich anzuschauen. »Ja, John Sinclair, ich habe es geahnt. Nein, ich wußte es fast, Marib…«

»Fragen Sie, wie sie gestorben ist. Sie wollen doch auch ihr Grab finden. Sie muß Ihnen Erklärungen geben. Machen Sie schnell! Wer von uns weiß denn, wie lange sich diese Erscheinung noch hält? Die Königin hatte Feinde. Ich habe Layana erlebt und glaube kaum, daß sie schon aufgegeben hat.«

Die junge Archäologin war fertig. Sie ließ sich gegen mich fallen und drückte ihren Kopf an meine Brust. Über ihre Haut liefen Schauer. »John, ich kann nicht mehr. Es mag Ihnen zwar unverständlich sein, aber versetzen Sie sich bitte mal in meine Lage. Ich habe mich seit meinem Studium mit der Königin von Saba beschäftigt. Ich habe geforscht, mehr Tief- als Höhepunkte erlebt und komme mir jetzt vor wie in einem Strudel steckend, der mich in die Tiefe reißen will. So und nicht anders ist es. Vielleicht erfahren Sie etwas. Kümmern Sie sich darum. Fragen Sie die Königin, was Sie wollen.«

»Okay, auch mir brennt einiges auf dem Herzen. Wollen Sie sich hinsetzen?«

»Nein, danke, es geht schon wieder.« Sie löste sich von mir, lachte und weinte zugleich. »Ich kann mich nur entschuldigen, aber ich gehöre nicht zu den Menschen, die Gefühle so einfach unterdrücken können.«

»Schon gut.«

Diesmal wandte ich mich ihr zu, und ich nahm dabei mein Kreuz in die Hand ohne allerdings durch dieses Zeichen die Starre lockern zu können. Ich wußte auch nicht, ob sie uns sah. Wenn ja, mußte sie auch das Kreuz erkennen. Möglicherweise kehrte dann die Erinnerung an den Besuch beim König Salomo zurück.

Die Bibel behauptete, sie sei dagewesen und wieder abgereist.

Auch ich sprach langsam, als ich meine erste Frage an sie richtete. »Ist dir König Salomo ein Begriff?«

Wie immer ließ sie sich Zeit, als wollte sie erst über die Frage nachdenken. Ich beobachtete sie genau, besonders ihr Gesicht. Es war, als hätte man einen Vorhang über die dunklen Pupillen gelegt, der sich aber im nächsten Augenblick wieder öffnete.

Sie kannte den König also!

»Und du hast ihn besucht? Mit all deinem Gefolge? Mit einem großen Heer, mit viel Prunk. Mit Bediensteten, mit Sänften und Geschenken?«

Diesmal erfolgte die stumme Antwort früher. Abermals bestätigte sie meinen Verdacht.

Das war einmalig.

Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Im Augenblick war ich ziemlich durcheinander, denn ich hatte den Beweis bekommen, daß die Bibel nicht log.

Die nächste Frage war für mich ebenso entscheidend. »Kennst du das, was ich in meiner Hand halte?«

Sie schaute es sich an. Ich wartete und spürte das innerliche Fieber. Auch Jenna war gespannt. Sie sah aus wie eine Läuferin, die auf den Startschuß wartete.

Und die Königin bewegte ihre Augenlider. Sie kannte das Kreuz. Sie mußte es am Hofe Salomos gesehen haben. Vielleicht sogar bei ihm, vor seiner Brust, an seinem Hals oder in seiner Hand.

Nein, es tat sich kein Abgrund vor oder unter mir auf. Dennoch überkam mich der Schwindel, so daß ich zunächst einmal die Augen schloß und darüber nachdachte.

War das die Lösung?

Ich spürte den Druck in der Kehle und hatte den Eindruck, eine nächste Frage nicht mehr stellen zu können. Die letzten Minuten hatten mich überwältigt und waren wie eine gewaltige Woge über mir zusammengeschlagen. Mit Informationen, an deren Wahrheitsgehalt ich zwar nicht gezweifelt hatte, die mir aber doch zu unwahrscheinlich klangen, hatten sich endlich bestätigt.

Die Königin von Saba hatte das alles getan, was in der Bibel und auch in den alten Mythen und Legenden des Orients zu lesen stand. Sie war die mächtige Königin eines sehr stolzen Volkes gewesen. Das hatte sie in diesen Augenblicken bewiesen.

Aber wie war sie gestorben? Welche Feinde hatte sie gehabt? Hunderte von Fragen lagen mir auf der Zunge, wobei es fraglich war, ob ich auch so konkrete Antworten bekommen würde.

Jenna faßte mich wieder an. »John, fragen Sie weiter. Wir haben Zeit, viel Zeit…«

»Ja, das werde ich auch.« Die Archäologin hatte recht. Wer konnte denn sagen, wie lange die Magie noch anhielt und sich die Königin innerhalb des Kreuzes zeigte?

Es blieb beim guten Vorsatz, denn uns kam etwas dazwischen. Nicht

von der Königin, sie blieb als Geist oder als Bild erhalten. Von draußen her hörten wir Geräusche.

Sie klangen dumpf, besaßen aber ihre charakteristischen Merkmale. Auch Jenna hatte sie vernommen.

»Was war das?«

»Schüsse!« erwiderte ich und lief schon auf die Tür zu, während Jenna schreckensbleich zurückblieb…

***

Commander Glenn Stark war darauf gedrillt worden, Überraschungen so rasch wie möglich wegzustecken. Diese Sache mit den Schlangen hatte zwar etwas länger gedauert, aber der Ruck war durch seine Gestalt gegangen, und der handelte so, wie er es für richtig hielt.

Schießen konnte er, und er hoffte, daß er die verfluchte Brut auch traf, obwohl seine rechte Hand leicht zitterte.

Das Licht war gut, die Schlangen, sie alle hatten jetzt die Kammer verlassen, wanden sich über den Boden und hoben manchmal ihre Köpfe an, wobei sie diese noch pendeln ließen.

Die erste Schlange hatte sich auch an die Spitze gesetzt. Die anderen vier folgten in einer Reihe, und der Commander zielte auf den flachen Kopf des ersten Reptils.

Dann schoß er.

Nicht nur einmal, er zog gleich zweimal ab, weil er auf Nummer Sicher gehen wollte.

Keiner seiner Untergebenen befand sich in der Nähe, und so konnte er seinen Gefühlen freien Lauf lassen. Er jubelte auf, als er sah, wie der Schlangenkörper vor seinen Augen zunächst in die Höhe geschleudert und dann zerfetzt wurde.

Die Teile flogen in alle Richtungen weg, sie klatschten noch gegen die Wand, und der Commander legte bereits auf die zweite Schlange an, als sein rechter Zeigefinger plötzlich einen Krampf bekam und er einfach nicht mehr abdrücken konnte.

Vor seinen Augen spielte sich ein ebenso unwahrscheinlicher Vorgang ab wie noch vor wenigen Minuten, als es den Schlangen gelungen war, die Metalltür zu zerlöchern.

Die Einzelteile der zerfetzten Schlange, blieben nicht am Boden oder an den Wänden kleben, sie lösten sich auf und bildeten tranige Nebelwolken, die wie lange Streifen träge zwischen den Wänden wehten.

Stark schüttelte den Kopf. »Das ist doch unmöglich!« keuchte er. »Verdammt, das kann ich nicht glauben!«

Er mußte es aber glauben, denn der Nebel wanderte weiter, wechselte sogar die Richtung und bewegte sich auf ihn zu, ebenso wie die restlichen vier Schlangen, die gefährlich nahe an ihn

herangekommen waren, auf die er aber nicht achtete.
Dann war der Nebel da.
Und er glaubte plötzlich, in der Ferne eine Stimme zu hören. Eine Frauenstimme, die flüsterte und trotzdem gut zu verstehen war.
»Wer Layana angreift, ist verloren. Der Kampf geht weiter. Jeder, der sich mir in den Weg stellt, wird vernichtet. Einmal Schlange, einmal Vampir. Die Verbindung ist da. Durch die Königin von Saba wurde sie geschaffen, und ich trage dieses Erbe an die Menschheit weiter.«
Der Offizier wankte zurück, hob den rechten Arm, aber er konnte die Waffe nicht einsetzen. In den Nebel zu schießen, hatte keinen Sinn.
»Wer bist du? Wo kommst du her?«
»Du hättest das Kreuz nicht mit an Bord nehmen sollen. Ich glaube, das war ein Fehler…«
»Scheint mir auch so zu sein!« ächzte der Commander.
»Und dein Schiff gehört mir!«
Diese Worte trafen Glenn Stark hart. Der Kreuzer war sein ein und alles. Sein Leben, sein Inhalt, seine Braut - er gehörte einfach dazu. Darauf hatte er hingearbeitet. Es war schon von Kindheit an sein Traum gewesen, einmal Herr über ein solches Schiff zu sein.
Das wollte man ihm abnehmen.
Da hätten sie ihn auch gleich töten können. Aber noch lebte er, und auch dieses Unheimliche, das seinen Weg zu ihm fand, konnte ihn nicht vernichten..
»Ich werde es dir nicht überlassen!« keuchte er. »Nein, das werde ich auf keinen Fall!«
»Du mußt. Denn ich werde die Kontrolle über dich bekommen. Somit habe ich auch das Schiff. Verstehst du es?«
Diesen letzten Satz hatte auch ich sehr deutlich vernommen. Dennoch hielt ich mich weiterhin zurück. Nun konnte ich nicht untätig bleiben. Meine erste Schrecksekunde hatte ich bereits überwunden. Die Schlangen sahen verdammt gefährlich aus, und sie waren es auch noch, wenn man ihre Körper vernichtete, denn dann konnte der gefährliche Geist der Layana freikommen.
Der Commander stand mit dem Rücken zur Wand gepreßt. Er hielt seine Dienstwaffe zwar noch in der Hand, nur hatte es keinen Sinn mehr für ihn, sie einzusetzen.
Und vor ihm wirbelte der Nebel. Er hatte sich zusammengedreht, quirlte, erschien vor dem Gesicht, als wollte er bereits in den Mann eindringen. Die Königin von Saba war plötzlich zweitrangig geworden, hier zählte einzig und allein Layana.
Zunächst mußte ich den Commander in Sicherheit bringen. Ich packte ihn an der rechten Schulter.
Kaum hatte meine Hand Kontakt bekommen, schrie er vor Schreck auf, weil er mich zuvor weder gesehen noch gehört hatte.

»Kommen Sie mit, Commander!« Er unterstützte mich kaum, deshalb schleuderte ich ihn an mir vorbei und weg von den dünnen Dunstschwaden. »Sie?« rief er.

»Ja, und Sie werden verschwinden!«

»Wohin soll ich?«

»Auf die Brücke meinetwegen. Das hier ist eine Sache, die ich erledigen werde.« Bei diesen Worten hatte ich ihn schon in einen kleinen Gang hineingeschoben, der vor einer Treppe endete, die zu den oberen Decks führte. »Bleiben Sie um Himmels willen auf der Brücke, und rühren Sie sich da nicht vom Fleck. Ich komme zurück!«

Er hatte noch Fragen. »Was ist mit dem Kreuz und den Schlangen?«

»Mein Bier, Commander!«

»Gut, ich gehe, aber ich weiß…«

»Bitte!« drängte ich. »Und keinen Alarm. Zu niemandem ein Wort. Ich will keine Panik.«

»Werden Sie es denn schaffen?«

»Mal sehen.«

»Ich habe eine Schlange erschossen, und plötzlich war der Nebel da. Er entstand aus den Einzelteilen des Reptils. Verstehen Sie, Mr. Sinclair? Aus den einzelnen Teilen.«

»Ja, Sir, aber eine Erklärung kann ich Ihnen auch nicht geben. Wir müssen es zunächst einmal hinnehmen.«

Er ging. Ich konnte mir vorstellen, wie es in ihm aussah. Für diesen Mann mußte eine Welt zusammengebrochen sein, doch darüber durfte ich mir keine Gedanken machen.

Es war wichtig, das Fremde, das andere zurückzudrängen, das bereits versuchte, die Kontrolle über das Schiff zu bekommen. Mir war nicht bekannt, wie viele Soldaten sich an Bord aufhielten, aber den Kreuzer mit einer schwimmenden Stadt zu vergleichen, was die Anzahl der Personen anging, war gar nicht so verkehrt.

Ich war froh, als der Commander verschwand. Jetzt konnte ich mich um Layana und ihren Schlangenzauber kümmern. Und darüber wunderte ich mich. Was ich bisher von ihr gehört und auch gesehen hatte, war etwas anderes gewesen. Da hatte sie sich gewissermaßen als Vampir gezeigt. Und gleichzeitig als schöne, fantasiehafte Gestalt, die mit einem gefährlich aussehenden Dolch bewaffnet gewesen war. Auch die Verwandlung hatte ich mitbekommen. Layana, die Vampirin, war bis auf die Größe einer Stubenfliege zusammengeschrumpft und mir deshalb entkommen.

Layana, die Schlangen, der Nebel und die Königin von Saba. Welche Verbindungen existierten da?

Ich ging wieder dorthin, wo ich den Commander entdeckt hatte, und suchte vergeblich nach den Schlangen.

Sie waren verschwunden.

Ebenso wie der Nebel, und auch von Layana sah ich nichts. Allmählich wurde mir mulmig. Das Licht war hell genug, um vieles erkennen zu können. Auch den Boden, und ihn suchte ich besonders ab, denn mir war etwas aufgefallen. Direkt an einer Tür und dicht über ihrer Grenze entdeckte ich Löcher in dem Metall. Löcher, die jemand hineingebohrt zu haben schien. Das mochte auch stimmen, nur hatte dieser jemand sie auf eine andere Art und Weise hineingebohrt, als es normal gewesen wäre. Den Spuren nach zu urteilen, mußte dies durch Säure geschehen sein.

Es war mir auch gelungen, einen Blick auf die Schlangen zu werfen. Ich erinnerte mich gut an sie und auch an den Durchmesser ihrer Körper. Er war ungefähr mit dem der Löcher identisch.

Das ließ nur einen Schluß zu.

Die Schlangen mußten es geschafft haben, sich durch die Eisentür zu bohren.

Ich bekam feuchte Hände, als ich über dieses Phänomen nachdachte. Wenn Metall kein Hindernis für sie war, waren sie bestimmt auch in der Lage, sich durch die dicksten Wandungen des Schlachtschiffes zu wühlen und dieses irgendwann außer Gefecht zu setzen.

Hoffentlich hatten wir bis dahin schon Bristol erreicht…

***

Für Jenna Jensen war es eine tiefe Enttäuschung gewesen, daß die Königin von Saba nicht hatte so reden können, wie sie es sich gern gewünscht hätte.

Was hätte sie alles aus den vergangenen Jahrtausenden erfahren können, so war es nur bei den stummen Antworten geblieben, aber einiges hatte sich bereits angedeutet.

Vieles hatten die Wissenschaftler bisher nur angenommen, doch nun hatte Jenna die Bestätigung erhalten, auch wenn ihre Kollegen dies nicht als Beweis gelten lassen würden. Für sie war es ein Beweis und gleichzeitig der Antrieb, ihre Forschungen fortzusetzen. Sie würde auch das Grab der Königin finden, und dann hätte die Wissenschaft nicht nur eine Sensation gehabt, sie wäre sogar revolutioniert worden.

Es war für Jenna etwas anderes, wenn sie Bücher wälzte und sich theoretisch mit einer Sache beschäftigte oder ob sie so etwas wie eine Praxis erlebte.

Das war hier der Fall.

Und sie stand allein.

Bis vor wenigen Minuten hatte sie noch die Unterstützung des Geisterjägers John Sinclair gehabt, doch der hatte den Lagerraum verlassen.

Jenna war allein. Sie strich durch ihr Haar.

Sie konnte ihren Blick einfach nicht von dem gewaltigen Henkelkreuz

abwenden. Das Gold dieses Zeichens zog sie wie magisch an, es leuchtete, es schien zu reden und in der Mitte schimmerte die Gestalt der Königin von Saba.

»Kannst du freikommen?« fragte Jenna. »Ich bitte dich, gib mir eine Antwort. Kannst du dich befreien?«

Die Königin schwieg.

Jenna atmete stöhnend. Sie überlegte sich die nächsten Worte, dann fragte sie: »Wer hindert dich daran? Ist es Layana, deine alte Gegnerin, die du verflucht hast?«

Da senkte sie wieder die Augenlider.

Also doch.

Jenna nickte, als wollte sie sich selbst bestätigen. Ein uralter Kampf, begonnen in der Vergangenheit, wurde hier weiter ausgetragen. Daran hatten auch Jahrhunderte oder Jahrtausende nichts ändern können. Der Kampf wurde so lange ausgetragen, bis es zu einer Entscheidung kam. Wahrscheinlich schon hier auf dem Schiff.

Jenna Jensen hatte noch nie etwas von dieser Layana gehört. Sie als Wissenschaftlerin hatte sich für das Gebiet der Mystik nicht interessiert, sie hielt sich lieber an Fakten, doch man hatte sie gelehrt, umzudenken. Das war nun geschehen, und sie schloß magische Vorgänge um die Königin nicht mehr aus.

Noch immer schaute sie in deren Gesicht. Der Ausdruck war bisher gleich geblieben, nur die Augen bewegten sich, als wollten sie stumme Worte sprechen. Worte in Zeichen verwandelt, und diese nächsten Zeichen wurden von Jenna gesehen.

Die Augenlider klappten plötzlich in die Höhe, so daß die dunklen Pupillen sehr groß und deutlich hervortraten.

Weshalb?

Jenna überlegte, aber in ihre Gedanken hinein schob sich plötzlich ein warnendes Gefühl.

Gefahr!

Etwas strich über ihren Rücken, als wäre sie von unsichtbaren Händen berührt worden.

Da war jemand hinter ihr!

Jenna traute sich nicht, sich umzudrehen. Sie wartete noch, dann aber schwang sie mit einer einzigen Bewegung herum - und sah den Nebel!

Er quirlte vor ihr hoch, drehte sich zu Schleifen, schuf wieder andere Formen und huschte an ihr vorbei, und sie spürte plötzlich fremde Gedanken in ihrem Kopf.

Sie waren nicht nur fremd, auch böse, grausam und steckten voller Haß.

Jenna ging zurück, auch wenn ihr Verstand sie davor warnte.

Die Neugierde war größer. Möglicherweise konnte sie etwas

erfahren, und so schaute sie wieder dorthin, wo sich der Nebel über das Kreuz gelegt hatte, einen schlanken, trichterartigen Wirbel bildete, der sich über dem Oval drehte, nach unten länger wurde und plötzlich in das Kreuz hineinjagte.

Gleichzeitig überdeckte er auch die Gestalt der Königin von Saba. Sie war nicht mehr zu sehen, und Jenna starrte auf das glatte Gold.

Dafür vernahm sie einen Moment später die leise, etwas zischend klingende Stimme.

»Jetzt habe ich wieder die Kontrolle!«

»Und wer bist du?« preßte Jenna hervor.

»Man nennt mich Layana. Ich bin die Erzfeindin der Königin von Saba…«

***

Die fünf Löcher in der Metallwand irritierten mich. Okay, vielleicht waren aus ihnen die für mich momentan nicht mehr existenten Schlangen gekrochen, aber wie hatten sie sich entwickeln können, und was lag hinter der Tür?

Auch sie besaß einen Riegel. In der Mitte des Stabs sah ich das Schloß und vertraute darauf, daß es nicht abgeschlossen war. Ich bog den Riegel herum - und hatte Glück.

Die Tür war offen!

Ich blieb in ihrem toten Winkel, als ich sie aufzog. Das vor der Brust hängende Kreuz gab mir ein beruhigendes Gefühl, auch gegenüber den Schlangen, die möglicherweise wieder in meine Kammer zurückgekrochen waren. Das wollte ich überprüfen.

Wenn ich die Arme ausstreckte, konnte ich beide Seiten rechts und links berühren, aber auch das Werkzeug erreichen, das an den Wänden in Haltern stand.

Schlüssel, Feilen, Schraubenzieher, Prüfgeräte, Zangen und vieles mehr interessierte mich nicht. Ich hatte nur Augen für die leblose Gestalt in der Kammer.

Der Tote bildete praktisch den makabren Mittelpunkt. Und es war Mike Schönenbroicher, den der Commander hier hatte verbergen wollen. Von den Schlangen sah ich nichts, rechnete aber damit, daß sie zu Schönenbroicher in einem unmittelbaren Zusammenhang standen. Deshalb strahlte ich die Leiche an.

Beim ersten Hinsehen entdeckte ich keine Veränderung. Dann schaute ich mir das Gesicht näher an.

Und hier zeigte es sich, daß er tatsächlich etwas zu verbergen gehabt hatte.

An den Nasenlöchern und den Ohren sah ich Spuren von Blut. Äußerliche Verletzungen konnte ich dennoch nicht feststellen.

Weshalb?

Ich dachte nach, leuchtete dabei jeden Winkel der Kammer aus, entdeckte aber keine Spuren der Schlangen. Hatten sie sich in Luft aufgelöst?

Ich berührte die Haut des Toten. Sie war nicht gerade kalt, fühlte sich aber ungewöhnlich an, als wäre sie trockener geworden. Als Zombie würde Schönenbroicher wohl nicht mehr zurückkehren.

Ich verließ die Kammer mit einem schlechten Gewissen. Etwas stimmte hier nicht. Ich kam mir vor wie jemand, den man übertölpelt hatte. Sollte das tatsächlich der Fall gewesen sein, fragte ich mich, wie das wohl geschehen war.

Fünf Löcher in der Metalltür. Entstanden durch Schlangen, die sich verflüchtigt hatten. Das Schiff war riesengroß. Wenn sie Verstecke suchten, hätten sie diese überall finden können.

Ich lauschte in Richtung Lagerhalle, hörte aber nichts Verdächtiges. Jenna Jensen steckte in keinerlei Schwierigkeiten. Deshalb ließ ich mir noch etwas Zeit und suchte die nähere Umgebung der Werkzeugkammer ab.

Ich fand die Spuren der Schlangen.

Vier Löcher an jeweils vier verschiedenen Stellen. Wie eingefräst in das Metall. Wenn ich mich in die Mitte stellte, so befanden sich die Löcher in vier verschiedenen Richtungen.

Mir wurde kalt und heiß zur gleichen Zeit. Es gab keinen Zweifel. Layana hatte bereits ihre Boten losgeschickt, um die Kontrolle über das Schiff zu bekommen.

Dabei konnte sie auch nicht die Königin von Saba stoppen. Das mußte ich übernehmen…

***

Eine fremde Stimme war es, die zu Jenna gesprochen hatte. Aber vor ihr befand sich noch immer das Kreuz, und dort sah sie auch die schwache Gestalt der Königin im Gold. Dennoch spürte sie instinktiv, daß die Macht der Layana stärker war.

Jenna hätte fliehen und irgendwo eine Sicherheit suchen können, die allerdings trügerisch gewesen wäre, denn das Areal war begrenzt. Mochte der Kreuzer auch noch so groß sein, irgendwo lief sie immer gegen eine Grenze, wo sie nicht weiterkam.

Dann lieber bleiben und eine Neugierde zeigen, die eigentlich allen Wissenschaftlern zu eigen war.

Es kostete Jenna Überwindung, ruhig zu bleiben. Dabei lag es nicht allein an der Tatsache, daß sie die Stimme eines Wesens vernommen hatte, an das sie bisher nicht glauben konnte, nein, diese andere würde sicherlich auch über Dinge berichten können, über die in keinem Buch je etwas geschrieben worden war. Vorgänge, die sich vor mehr als 2 000 Jahren abgespielt hatten, wo der größte Teil der Welt

noch unbekannt gewesen war.
Die Archäologin beschloß, fast von vorn anzufangen und appellierte mit ihrer ersten Frage indirekt an das Mitteilungsbedürfnis der für sie unsichtbaren Person.
»Wer bist du?«
»Das habe ich dir gesagt…«
»Ja, ich hörte es. Aber wie kommt es, daß ihr beide Feindinnen seid? War die Königin so schlimm?«
Sie erntete ein Lachen. »Schlimm war sie nicht. Ich wollte damals meine Macht zurückhaben. Ich wollte den Thron der Sabäer, ich wollte, daß dieses reiche Volk mir zujubelt, denn es hatte von mir gehört, und es gab Menschen, die mir dienten und mich anbeteten, die von mir wußten, obwohl meine eigentliche Existenz auch schon damals Jahrtausende zurücklag.«
»Das ist ein Märchen!«
»Nein. Oder hat dir noch nie jemand etwas von dem geheimnisvollen Land erzählt, das eines Tages unterging und dessen Menschen etwas Besonderes waren, weil sie Kontakt zu den allmächtigen Dämonen gehabt hatten. Es gab dieses Land, obwohl die Menschen heute einfach nicht daran glauben wollen. Doch ich weiß es besser.«
»Atlantis?«
Jenna hatte zweifelnd gefragt. Auch sie hatte natürlich davon gehört, aber ebenfalls nie so recht daran glauben können und auch wollen.
»Du kennst es also.«
Jenna nickte. Sie war durcheinander, wieder strich sie mit einer typischen Geste durch ihr Haar.
»Man sagt, daß Atlantis nur ein Mythos ist, der von den Griechen später übernommen und weitergegeben wurde.«
»Ja, man sagt vieles. Einiges davon stimmt, anderes wiederum nicht. Es gab unter den Sabäern auch Zweifler, die es nicht wahrhaben wollten, aber diejenigen Männer und Frauen, die auf meiner Seite standen, wußten von Atlantis und von mir, denn ich hatte dort eine mächtige Position. Ich verband den Zauber der Schlange mit dem des getrunkenen Blutes. Als es zum Kampf gegen die Königin von Saba kam, setzte ich meinen Schlangenzauber ein, so daß sie, die Königin, an die Schlangen gefesselt ist und sich nicht mehr befreien kann. Das hast du doch gesehen. Sie besaß keine Hände, sondern Schlangen. Sie hat mich verbannt, aber sie mußte selbst leiden und konnte dem Schlangenzauber nicht ganz entrinnen. Niemand konnte ihm entrinnen. Der Schlangenzauber ist etwas Uraltes und Wunderbares. Man hat das Wissen um ihn vererbt. Die Magier der Pharaonen wußten von ihm, und auch Moses, der als Achtzigjähriger vor den Pharao trat, um sein Volk aus Ägypten zu führen, war als in Ägypten Ausgebildeter ein Kenner des Schlangenzaubers, der einer der ältesten

der Welt ist. Die Königin von Saba hat sich gegen ihn gewehrt, sie mußte sich dagegen wehren, weil ich ihn beherrschte, aber sie kam damit nicht durch. Ich bin stärker. Ich bin der Vampir und die Schlange in einem, fast das absolut Böse…«

»… das damals nicht gewonnen hat«, sprach Jenna mutig dagegen. »Die Königin hat dir den Thron nicht überlassen. Sie ist Siegerin geblieben.«

»Ist sie das wirklich?« höhnte Layana. »Denk mal nach. Sie ist gestorben, ich aber lebe.«

»Wie lebst du? Als Nebelstreifen?«

»Nein, auch anders.«

»Dann zeig dich mir.«

»Den Zeitpunkt bestimme ich. Aber keine Sorge, du wirst mich noch sehen. Ich habe eher gewonnen als sie. Von ihr ist noch etwas zurückgeblieben, ihr Geist, den du ja auch gesehen hast, aber er ist gefangen in unsichtbaren Fesseln und wird sich kaum mehr befreien können. Die Königin von Saba soll ein Mythos und eine Legende bleiben, und das wird sie auch bis in alle Ewigkeiten. Es ist den Menschen nicht erlaubt, in das Spiel um Macht und Stärke einzugreifen, aber uns ist es erlaubt, die Menschen mit hineinzuziehen. Die Zeit meiner Wiedergeburt ist reif, überreif sogar, und ich fand eine Person, die willens war, meinen Geist aufzunehmen. Eine junge Frau, durch deren Mund ich kroch und die ich durch meine Stärke zu einem Vampir gemacht habe. Sie existiert nicht mehr, das ist nicht schlimm, aber ich bin frei. Ich habe der Königin versprochen, einmal mächtiger zu werden, als sie es je gewesen war, das wird nun eintreten, darauf kannst du dich verlassen.«

»Aber sie hat dich damals besiegt.«

»Nein, nur verbannt. Eingeschlossen in das Henkelkreuz auf das sie so stolz gewesen war. Aber ich fand eine Verräterin, die sich auf meine Seite stellte und mir ihren Körper gab, damit ich wiedergeboren werde. So einfach ist es. Die Königin von Saba ist Erinnerung aus der Vergangenheit, ich aber werde die Zukunft sein. Und ich habe mich einer noch mächtigeren Person angeschlossen, denn die Macht des Weibes wird in dieser Welt zunehmen. Die Große Mutter gewinnt immer mehr an Einfluß. Frauen laufen ihr zu, beten wieder zu den alten Naturgöttern und nennen sich moderne Hexen. Auch ich werde mit meinen Anhängerinnen in diesem Spiel mitmischen, das kann ich dir jetzt schon versprechen.«

»Und an Feinde denkst du nicht?«

Da lachte Layana. »Wer sollte mein Feind sein? Es sei denn, er möchte sich gern selbst in den Tod treiben.«

»Ich kenne jemand.«

»Du meinst den Mann mit dem Kreuz. Sicher, er ist gefährlich, man

spricht über ihn, aber ich habe ihn vor Probleme gestellt, die alles in den Untergang reißen können, was sich auf diesem Schiff befindet. Mann und Maus, sagt man doch. Ihr habt keine Chance, euch in Sicherheit zu bringen, wenn es hart auf hart kommt. Glaubt mir…«

Mittlerweile war auch die Zuversicht der Archäologin verschwunden. Layana, ein Geschöpft aus Atlantis, schien unbegrenzte Kräfte zu besitzen, die auch die Königin von Saba nicht hatte eindämmen können.

»Was willst du eigentlich?« fragte Jenna.

»Das Schiff - und die Menschen. Ich werde beides vernichten. Du aber hast eine Chance, noch davonzukommen, denn du bist eine Frau. Wir suchen Frauen, um mächtig zu werden. Wir werden es den anderen zeigen. Schon damals sind wir zumeist von den Frauen angebetet worden. Wir müssen mächtig werden, wir müssen die Herrschaft übernehmen. Dabei wird mir der alte Schlangenzauber helfen. Diese Kräfte vergehen nie, sie sind nur verschüttet worden, aber man sorgt dafür, daß sie wieder an die Oberfläche gelangen. Uns hat man dafür ausersehen, aber die Königin von Saba hat sich ja geweigert. Sie diente mehr ihrem Volk als den alten Göttern. Ich wollte den anderen Weg gehen und gebe zu, daß ich es richtig gemacht habe. Jetzt bin ich es, die die Macht an sich reißen wird, darauf kannst du dich verlassen.«

Jenna Jensen hatte sich wieder einigermaßen gefangen. Sie schüttelte den Kopf und hob die Arme.

»Du kannst mir viel erzählen, Layana. Bisher ist alles Theorie. Die Königin von Saba habe ich gesehen, dich aber bekam ich nicht zu Gesicht. Bist du existent oder nur ein Geist, ein unsichtbares Etwas?«

»Ich bin da, du hörst mich.«

»Aber ich will dich sehen.«

Jenna vernahm ein leises Lachen. »Viele wollen mich sehen. Aber wenn sie mich einmal gesehen haben, bekommen sie es mit der Angst zu tun. Ich sehe anders aus. Ich habe verschiedene Gestalten, ich kann sie wechseln, ich kann mit den Dingen spielen. Verstehst du?«

»Nein!«

»Das Kreuz hat mich nicht mehr bannen können. Seine Kraft wurde ihm genommen, als es mir gelang, einen Gastkörper zu finden. Jetzt ist das Kreuz zu meiner Waffe geworden. Es hat getötet. Es erwürgte einen Mann, der es wagte, diesen Raum zu betreten. Seine Neugierde kostete ihn das Leben. Und damit geriet er in meinen Totenbann. Mir gelang es, meine Schlangenmagie auf ihn zu übertragen. Er gehört zu der Quelle auf dem Schiff, von der das Unheil ausgeht. Die Schlangen sind unterwegs. Zusammen mit mir und dem Kreuz werden sie ihren Vernichtungsfeldzug beginnen. Das wollte ich dir noch sagen, bevor ich dir die alles entscheidende Frage stelle. Willst du dich auf meine

Seite stellen?«

Jenna überlegte. Sie dachte an das Sprichwort, das sagt: Mitgehangen - mitgefangen. Man bot ihr eine Chance, sie war noch jung, sie würde weiterleben, wenn auch unter anderen Voraussetzungen.

Dabei brauchte sie nur zuzustimmen.

Wenn sie ablehnte, stand sie auf Layanas Todesliste. John Sinclair hatte bestimmt nicht übertrieben, als er von ihrer Gefährlichkeit sprach.

Aber konnte sie den Geisterjäger im Stich lassen? Wie hätte er an ihrer Stelle gehandelt? Bestimmt hätte er sich gegen Layana entschieden, und auch sie tat es.

»Ich kann es nicht!« erwiderte sie laut. »Ich kann mich nicht auf deine Seite stellen. Du verkörperst das Böse, das Grauen, den Tod und die Vernichtung. Ich bin ein Mensch, der anders denkt.«

»Und auch deswegen in den Tod gehen will?«

»Noch lebe ich!«

Innerhalb des Kreuzes tat sich etwas. Die Gestalt der Königin war schon durchscheinend geworden, aber in diesem Augenblick löste sie sich völlig auf, so daß nicht einmal Reste zurückblieben.

Matt und wie ein gewaltiger, goldener Klotz stand das große Henkelkreuz vor der Frau.

»Es gehört jetzt mir!« vernahm Jenna die drohend klingende Stimme. »Und es hat schon einmal getötet…«

Ein Zittern rann durch den goldenen Gegenstand, der noch im gleichen Moment nach vorn kippte.

Direkt auf Jenna Jensen zu!

Commander Glenn Stark glaubte, die schrecklichsten Minuten seines Lebens durchzumachen. Er trug an der Last der Verantwortung wie an einer schweren Bürde. Die Gefahr war vorhanden, er hatte sie selbst erlebt, aber er konnte nichts dagegen unternehmen und auch nicht seine Offiziere einweihen.

Sie hätten ihn nicht verstanden, niemand verstand ihn, ausgenommen John Sinclair.

Und so blieb er vor der Lifttür stehen, wischte Schweiß aus seinem Gesicht und holte einige Male tief Luft. Reiß dich zusammen! befahl er sich selbst. Du bist Offizier, du bist Vorbild oder hast es wenigstens zu sein. Du darfst alles verlieren, nur nicht die Nerven und das Gesicht. Also pack es!

Er hatte sich selbst Mut gegeben, und zog mit einem heftigen Ruck die Tür auf.

Unwillkürlich schaute er zu Boden, als er den Lift betrat. Seit diesem schrecklichen Erlebnis rechnete er überall damit, Schlangen zu sehen, die über den Boden krochen und nur darauf warteten, sich Opfer aussuchen zu können.

Er sah aber nichts.
Die Kabine lag leer vor ihm. Sie war so verdammt normal, keine Gefahr vorhanden.
Bis zur Brücke wollte er fahren. Es war sein Platz. Von dort hatte er den besten Überblick. Da war die Zentrale, da konnte er das Schiff überwachen lassen.
Und diese Anordnung wollte er geben.
Stark verließ den Lift und merkte, daß seine Knie zitterten. Bei jedem Schritt war es zu spüren, wie auch die »zweite Haut«, die sich über seinen Körper gelegt hatte.
Sehr vorsichtig ging er weiter, warf einen Blick auf die Brücke und sah die dort versammelten Offiziere.
Die Instrumentenbeleuchtung gab den grünlichen, etwas geheimnisvoll schimmernden Schein ab.
Alles lief normal, jeder Posten war besetzt. Nichts zeugte von einer Anspannung oder Nervosität.
Mittlerweile war es auch dunkel geworden. Eine graue Finsternis lag über dem Wasser. Der Schnittpunkt zwischen Himmel und Wasser war nicht mehr zu sehen.
Die letzten Meldungen lagen günstig, was das Wetter anging. Für den späten November war es eigentlich zu ruhig.
Der Commander hätte zufrieden sein können, wenn nicht dieses Wissen um die große Gefahr gewesen wäre. Und nur er war von den Mitgliedern der Besatzung eingeweiht. Er mußte lügen, wenn man ihn auf irgendein Problem ansprach.
Es sah so aus, als wollte er sich auf die Zehenspitzen richten, dann ging er weiter.
Die Männer grüßten. Sie saßen konzentriert an ihren Geräten, und neben dem großen Ruder, das ebenfalls über eine Elektronik gesteuert wurde, blieb Stark stehen.
Sein Stellvertreter nickte ihm zu. Die beiden kannten sich schon eine Ewigkeit. »Hallo, Glenn.«
»Alles in Ordnung, Hugh?«
»Ja.«
»Also keine besonderen Vorkommnisse?«
Der bärtige Offizier namens Hugh Lester bekam einen fragenden Blick. »Wieso hakst du nach? Sollte etwas nicht stimmen?«
»Nein, nein, schon gut. Es war nur so eine Frage. Ich möchte trotzdem, daß die Überwachungsanlage eingeschaltet wird.«
»Wo?«
»Überall. Laß jeden Monitor besetzen. Ich will, daß mir jede Veränderung sofort gemeldet wird.«
»Du bist der Chef, Glenn. Was stimmt hier nicht?« Hugh hatte seine Stimme gesenkt. »Hat es etwas mit unser ungewöhnlichen Ladung und

den beiden Passagieren zu tun?«
»Möglich.«
»Also verschweigst du mir etwas.« Hugh sah den Commander forschend an. Ihm entgingen auch nicht die Schweißperlen auf dessen Stirn.
»Im Prinzip nicht. Ich möchte nur, daß wir wachsamer sind als sonst. Es könnte etwas passieren.«
Der Offizier nickte. »Ich will ja nicht in dich dringen, Glenn. Kann es unser Schiff zerstören, das andere?«
»Nein.«
»Willst du es nicht sagen?«
»So ist es.«
Hugh Clement salutierte. Er hatte verstanden. Es gab eben Dinge, die der Commander eines Kreuzers allein entscheiden mußte. Clement sorgte dafür, daß die Kameras an den verschiedenen Stellen des Schiffes eingeschaltet und die Monitore besetzt wurden. Nur eine Kamera sollte nicht in Betrieb gesetzt werden. Es war die, die den Frachtraum überwachte, in dem das Kreuz stand.
Auf der Brücke veränderte sich kaum etwas. Die dort arbeitenden Offiziere stellten keine Fragen.
Sie wußten, daß ihr Chef seine Gründe hatte. Aber es war doch die Unruhe zu spüren, die unter ihnen herrschte. Zwar sprach niemand darüber, allerdings sagten gewisse Blicke und Gesten eigentlich genug.
Und der Kreuzer lief weiter auf Südkurs. Die ersten Meldungen trafen ein.
Keine besonderen Vorkommnisse, hieß es immer wieder. Eigentlich hätte Glenn Stark beruhigt sein müssen, er war es trotzdem nicht. Seine Gedanken kreisten um die Schlangen, die es geschafft hatten, sich durch das Metall zu fräsen. Diese vier schrecklichen Geschöpfe waren wie ein böses, schleichendes Gift, dessen Vorhandensein man erst merkte, wenn es längst zu spät war.
Woher die Schlangen stammten und woher sie auch ihre Kraft nahmen, Eisen zu zerfressen, wußte er nicht. Desgleichen ging ihm auch die Tatsache an die Nerven, daß- es wohl keine Waffe gegen diese schreckliche Gefahr gab.
Das Warten ging weiter.
Hugh Clement kam wieder zu ihm.
»Es tut sich nichts«, erklärte er. »Alles normal und unter Kontrolle.«
»Hoffentlich.«
Clement lächelte. »Du weißt mehr als ich, Glenn, deshalb kann ich dir da nicht hineinreden, aber von außen droht uns keine Gefahr. Ich habe extra das Radarbild mir noch einmal genau angesehen und festgestellt, daß sich nichts Außergewöhnliches auf dem Meer abspielt. Wir sind in dieser Gegend praktisch allein unterwegs.«

»Ja, sicher.«
Der Commander ließ seinen Freund stehen und begab sich auf den Kontrollgang. Auch er konnte nichts Ungewöhnliches sehen, obwohl er sehr aufmerksam war.
»Nein, auch da nicht!«
»Sir!« Ein Lieutenant hatte ihn gerufen. Er gehörte zu den Leuten, die die Elektronik der Ruderanlage überwachten. Seine Stimme vibrierte unmerklich, der Blick flackerte, das sah Stark sofort, als er bei ihm stehenblieb.
»Was gibt es.«
»Hier ist ein Stromkreis ausgefallen. Die Kursanzeige stimmt nicht mehr ganz. Ich kann es mir auch nicht vorstellen, weshalb dieser Defekt eingetreten ist…«
»Schon gut.« Der Commander schaute zu Boden, dann auf die Konsole.
Er wurde blaß. Und noch bleicher, als er sich wieder aufrecht hinstellte.
Der Lieutenant sah es und trat unwillkürlich einen halben Schritt zurück, als hätte er Angst. »Sir, was ist los?«
»Schauen Sie mal an der Konsole nach unten!«
Der Offizier kam der Aufforderung nach und stieß einen leisen Fluch aus. »Das ist doch eine Schweinerei. Was soll das bedeuten? Wissen Sie, Sir, wie das Loch dort hineinkommt?«
»Ja, das weiß ich, und ich weiß auch, daß wir uns auf einiges gefaßt machen können…«
Jenna wußte natürlich, wie der Soldat ums Leben gekommen war. Das Kreuz war so gekippt, daß sich das Oval um seinen Hals gelegt hatte. Es war zu einer Würgeschlinge geworden.
Das gleiche sollte nun ihr passieren!
Sie zog sich zurück. Bis zum Ausgang war es nicht weit, und den mußte sie unbedingt erreichen.
Das war auch zu schaffen, aber mitten in der Bewegung vernahm sie das harte, grausam klingende Lachen, das aus dem Nichts zu kommen schien.
Gleichzeitig drehte sich das Kreuz. Es fiel seitwärts und schnitt ihr den Weg ab. Dabei beschrieb es einen Halbkreis, huschte dicht an der Wand entlang, und Jenna mußte einfach weg, um nicht erschlagen zu werden. Der Weg zur Tür war ihr abgeschnitten. Sie duckte sich, mit einem Sprung erreichte sie die Wand und blieb dort stehen.
Schwer atmete sie ein und aus. Ihre Augen brannten, der Mund stand offen. Sie keuchte.
Das Kreuz fiel nicht.
Jenna hatte sich bereits auf den Krach vorbereitet, mit dem das Henkelkreuz den Boden berühren würde, aber es blieb in der schrägen

Haltung und drehte sich weiter.
Das Oval befand sich jetzt in Höhe von Jennas Kopf. Sie konnte hinein- und hindurchschauen. Von der Königin war nichts mehr zu sehen. Sie würde Jenna nicht zu Hilfe eilen können.
Über den Rücken, der jungen Wissenschaftlerin krochen Schauer der Furcht. Sie zitterte. Ihre Beine gaben nach. Der Blick war auf die Tür gerichtet.
Obwohl die Distanz nahezu lächerlich gering war, vielleicht drei, vier Schritte, war es Jenna nicht möglich, das Ziel unbeschadet zu erreichen.
Wie sollte sie wegkommen?
Zunächst kam das Kreuz.
Es schob sich vor. Ein an und für sich geisterhafter Vorgang, der kaum etwas Unheimliches an sich hatte, doch das schabende Geräusch ging ihr durch Mark und Bein. Es zeigte an, daß sich ihr der Tod immer mehr näherte.
Die Angst drückte.
Wenn man je von einem Zusammenpressen der Seele sprechen konnte, dann war es hier der Fall.
Jenna fürchtete sich so sehr, daß es ihre Atmung beeinträchtigte. Der kalte Schweiß rann über ihr Gesicht. Das Kreuz begann vor ihren Augen zu schwimmen, und sie hatte nur mehr Augen für das Oval.
Auch Layanas Stimme war wieder zu hören. Sie erinnerte an ein sanftes Säuseln, das sich aber sehr gefährlich anhörte. »Keine Chance mehr. Du wirst nicht entkommen können. Das Kreuz wird dich erwürgen. Du hattest wählen können. Du bist eine Frau, du hättest dich einfach auf meine Seite stellen müssen…«
»Ich will es nicht. Ich bin keine Mörderin! Ich unterstütze auch keine Mörder…«
»Dann bleibt dir nur der Tod!«
Während dieser Worte wurde das Kreuz schnell. So schnell, daß Jenna keine Chance mehr hatte, ihm zu entwischen. Sie drehte zwar den Kopf zur Seite, völlig konnte sie dem Zusammenprall nicht mehr entgehen. Das harte Metall erwischte sie an der Seite, schrammte über ihr linkes Ohr, so daß sie für einen Moment das Gefühl hatte, es wäre weggerissen worden.
Der Aufprall ließ sie taumeln. Sterne zuckten vor ihren Augen auf. Sie schrie auf, als der Boden auf sie zuraste. Den Aufprall spürte sie bis in die letzten Haarspitzen. Dann drehte sie sich herum, so daß sie auf dem Rücken zu liegen kam.
Weit riß sie die Augen auf und starrte in die Höhe. Über ihr schwebte das Kreuz wie ein mächtiges Schwert, das bereit war, alles zu vernichten.
»Ich kann dich auch erschlagen!« hörte sie das böse Flüstern der

Layana. »Ich kann dich auch erschlagen…«
Da flog die Tür auf!

***

Trotz der dicken, schallschluckenden Wände hatte ich den Schrei gehört und Jennas Stimme erkannt. Sie befand sich in großer Gefahr, und ich mußte jede Sekunde, die mir blieb, ausnutzen.

Ich hatte die Tür so heftig aufgerissen, daß sie mir fast noch aus der Hand geschleudert worden wäre. Jedenfalls rutschte ich ab und stolperte in den Raum hinein.

Jenna lag am Boden. Wie eine gewaltige Keule schwebte das Kreuz über ihr. Es schien nur darauf zu warten, nach unten fallen zu können. Möglicherweise war ich im rechten Augenblick erschienen.

Ich überlegte kaum noch, sondern handelte rein gefühlsmäßig. Es mußte einen Schutz vor dem Henkelkreuz geben, und das war mein eigenes, das ich aktivieren konnte.

»Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«

Glatt und sicher wie immer kam mir die Formel über die Lippen. Diese Worte aktivierten das Kreuz, sie gaben ihm die entsprechende Kraft, und plötzlich war der Lagerraum tief im Bauch des Kreuzers von einem weißgelben Strahlen erfüllt, das mich ebenfalls wie eine gewaltige Sonne einhüllte.

Ich kam mir vor, als würde ich schweben. Etwas packte mich, ich hörte einen wilden Schrei und dachte voller Schrecken an Lilith, die schließlich hinter Layana stand und der es gelungen war, die magischen Zeichen in der Mitte von meinem Kreuz zu entfernen.

Konnte Layana vernichtet werden?

Ein irrer, wütender Schrei klang auf. Gleichzeitig schoben sich die goldenen Umrisse des Henkelkreuzes in die strahlende Helligkeit hinein, als wollten sie diese zerstören.

Wer war stärker?

»John, John…«

Die Stimme drang wie durch eine Mauer aus Watte an meine Ohren, und Jenna hatte zu mir gesprochen. Ich hielt die Augen zur Hälfte geschlossen, spürte ihren Körper, der sich an den meinen drückte, und hörte auch das schluchzende Geräusch.

Sie weinte…

Ich aber stand starr da, vernahm ein Brausen im Kopf und lauschte vergeblich nach Stimmen. Unbeweglich blieb ich stehen, und erst als Jenna etwas anderes sagte, horchte ich auf.

»Es ist weg, John! Es ist weg!«

Es war tatsächlich verschwunden. Jenna Jensen hatte mich nicht belogen.

Ich nickte nur.

Jenna war das zu wenig. Sie schüttelte mich durch. »John, es ist nicht mehr da.«

»Ja, ich weiß.« Mit einer müden Handbewegung strich ich über meine Stirn.

»Und wir haben gewonnen.«

Das letzte Wort hatte sie laut gerufen, damit ich es auch nur nicht überhörte. Hatten wir tatsächlich gewonnen? Mein Lächeln fiel karg aus, und es verschwand sogar, als Jenna sagte: »Wir haben es besiegt.«

Ich schob sie sanft von mir. »Vielleicht, Jenna, vielleicht auch nicht. Sieger zu sein ist etwas anders. Ich glaube nur, daß Layana einen taktischen Rückzug angetreten hat.«

»Wieso sollte sie?«

Ich hob die Schultern. »Tut mir leid, Mädchen, aber das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen. Ich kann leider nicht in jeden Dämon hineinschauen.«

»Ihr Kreuz hat Macht, es ist stark…«

»Aber es hat Grenzen, und die wurden mir von der Hölle deutlich genug aufgezeigt.«

»Tatsächlich?«

»Ja, und ich werde auch nicht auf irgendwelche Einzelheiten eingehen, Jenna. Nehmen Sie es als gegeben hin, daß wir weitermachen müssen. Die Gefahr ist nicht vorbei. Sie hat sich nur verlagert, und sie wird an anderer Stelle zuschlagen.«

»Auf dem Schiff?«

»Sicher, Jenna. Ich habe noch nie zuvor gehört, daß irgendein Dämon das aufgibt, was er sich einmal geholt hat. Klar?«

»Ja, natürlich.«

»Kommen Sie, wir müssen hier raus. Der Bauch des Kreuzers ist ein denkbar ungünstiger Aufenthaltsort.«

»Wo wollen Sie denn hin?«

»Dämonen sind Wesen, die, wenn sie angreifen, sich immer wieder Schwachstellen aussuchen. Und wo befindet sich wohl eine Schwachstelle auf diesem Schiff?«

»Das weiß ich nicht.«

»Dort, wo zahlreiche Menschen versammelt sind und auch der Nerv des Schiffes sitzt. Auf der Brücke!«

Jenna schaute mich starr an. Dann nickte sie, und sie bewegte dabei sehr langsam den Kopf. »Ja, das kann sein, John. Die Brücke«, fügte sie flüsternd hinzu. »Mein Gott, wir müssen hoch…«

Ich deutete auf die Lifttür. »Da ist der Weg!«

Vielleicht war es Zufall, möglicherweise Schicksal, jedenfalls schaute ich noch zu Boden und sah auch die vier Löcher in der Lifttür.

Mein Magen zog sich zusammen. Die Schlangen waren ebenso schlau gewesen wie wir.

Und sie hatten einen verdammt guten Vorsprung!

Der junge Lieutenant verstand die Welt nicht mehr. Was Commander Glenn Stark so aus der Fassung gebracht hatte, entlockte ihm vielleicht ein Gefühl des Ärgers über eine gewisse Schlamperei, mehr aber nicht. Deshalb wunderte er sich, wie der Commander plötzlich losging und den Monitor besetzte, der als einziger noch frei war.

Er schaltete ihn ein.

Die Männer zu beiden Seiten des Commanders warfen ihrem Chef verwunderte Blicke zu, als sie ihn am Gerät hantieren sahen. Sie fragten aber nichts, schielten wohl auf den Monitor, der jetzt das Bild des Lagerraums aus dem Bauch des Kreuzers übertrug.

Es war nicht gestochen scharf, aber der Commander konnte doch einiges erkennen.

Zum Beispiel die normale Ladung, deren Kisten festgezurrt an der Wand standen. Die freie Fläche zwischen den Wänden wirkte wie eine leere, graue Insel.

»Das darf doch nicht wahr sein!« hauchte er und ballte seine Hände zu Fäusten.

Niemand traute ihn zu fragen, was er damit meinte, bis auf Hugh Clement, der ihn beobachtet hatte und hinter ihn getreten war. Clement stützte seine Hände auf die Rückenlehne. »Und?« fragte er.

»Es ist leer, Hugh.«

Clement beugte sich vor, um über die Schulter des Commanders hinwegsehen zu können. »Ja, bis auf die Ladung. Ich verstehe deine Überraschung nicht. Was ist daran so ungewöhnlich?«

»Es hätte noch etwas anderes darin sein müssen.«

»Und was?«

Der Commander hob die Schultern.

»Ich denke da an einen ganz bestimmten Gegenstand, an ein Kreuz!«

Hugh Clement wollte lächeln, das mißlang. So verzog er nur kurz die Mundwinkel. »Das haben wir selbst dorthin geschafft.«

»Sicher.«

»Und jetzt?«

Stark deutete auf den Schirm. »Es ist verschwunden. Einfach weg, als hätte man es gestohlen.«

»Das war keiner von uns. Außerdem, wer hätte schon Interesse daran haben sollen, sich mit diesem schweren Ding abzuschleppen und es von einem Raum in den anderen zu schaffen?«

»Das frage ich mich auch.«

»Soll ich einige Leute hinunterschicken, die den Lagerraum durchsuchen?«

Der Commander stand auf. »Nein, das wird wohl nicht nötig sein.«

»Aber du willst das Kreuz schließlich wiederfinden.«

Stark nickte. »Das schon. Ich allerdings möchte noch abwarten.

Vielleicht weiß Sinclair mehr.«

»Er ist immerhin ein Fremder auf diesem Schiff.«

Der Commander winkte ab. »Ob Fremder oder nicht. Er kann uns wahrscheinlich behilflich sein.«

Die beiden begaben sich dorthin, wo der Platz des Commanders war. Sie schauten durch die breite Scheibe, und ihre Blicke verloren sich im Grau zwischen Himmel und Meer.

»Die Löcher, Hugh, sind nicht von ungefähr erschienen. Wir haben Besuch bekommen. Wundere dich nicht, wenn du hier auf der Brücke plötzlich Schlangen siehst.«

»Was?«

»Ja, Schlangen.« Stark schaute in das überraschte Gesicht des Ersten Offiziers und seines Stellvertreters.

»Und woher sollen die kommen?«

Der Commander hob die Schultern. »Ich kann es dir nicht genau sagen. Ich weiß nur, daß sie höllisch gefährlich sind und man sie nicht so einfach besiegen kann.«

»Das denke ich auch. Wäre es da nicht besser, den Alarmplan in Kraft treten zu lassen?«

»Nein, auf keinen Fall. Ich möchte die Mannschaft nicht beunruhigen. Noch ist nichts passiert.«

»Bis auf den kleinen Defekt an der Kursautomatik.«

Stark rieb sein Kinn. »Da gebe ich den verdammten Schlangen die Schuld. Sie sind widerlich. Sie schaffen es, sich überall durchzubeißen. Nichts ist vor ihnen sicher.«

»Kann ich mir vorstellen.«

»Wirklich?«

Clement hob die Schultern. »Nun ja, ich will dir nicht zu nahe treten, Glenn, aber um es ganz glauben zu können, brauche ich zunächst einmal Beweise.«

»Ich wäre froh, wenn wir sie nicht bekommen. Nicht noch mehr, weißt du. Das könnte dann ins Auge gehen.«

»So pessimistisch?«

»Realistisch, mein Lieber.«

Die beiden Offiziere und Freunde schauten über das breite Deck in Richtung Bug. Unbeirrt zog der Kreuzer seine Bahn durch das schiefergraue Wasser. Obwohl auch auf dem Deck Lampen brannten, wirkte es im Vergleich zur erhellten Brücke wie eine düstere Insel. Das dunkle Tuch der Nacht würde erst in einigen Stunden von der Sonne zur Seite geschoben werden.

Clement ließ den Commander stehen und schritt kreisförmig die Brücke ab. Er suchte dabei den Boden ebenso ab, wie die Konsolen und Schränke, doch es gelang ihm nicht, weitere Spuren der von Stark erwähnten Schlangen zu entdecken.

Auf der Brücke herrschte eine gespannte Unruhe. Zwar war den versammelten Männern äußerlich kaum etwas anzusehen, aber ein sensibler Mensch spürte, daß etwas nicht stimmte.

So erging es auch Hugh Clement.

Zu fragen wagte niemand. Man schwieg sich aus und wartete auf eine Erklärung.

Dann passierte es.

»Hugh!« Starks Ruf erreichte Clement, der sich blitzschnell drehte und zum Commander lief.

Der hatte seinen Platz nicht verlassen, nur seine Haltung hatte sich verändert. Stark stand da mit ausgestrecktem Arm und deutete auf die breite Scheibe und auf das lange und breite Deck.

Es hatte ziemlich im Dunkeln gelegen. Nun aber war ein neues Licht hinzugekommen.

Es strahlte golden und zeichnete sich sehr genau ab. Keine Kugellampe, dafür ein goldenes Henkelkreuz.

Nicht nur die beiden hohen Offiziere sahen es, auch die anderen Männer auf der Brücke. Sie starrten sich an, stumme Fragen lagen auf ihren Gesichtern.

Der Commander atmete tief ein, bevor er bemerkte: »Ich glaube, jetzt steht uns einiges bevor.«

»Und was?«

»Das Kreuz will uns zerstören und auch das Schiff!«

***

Wir hatten den Lift verlassen und mußten den Rest der Strecke zu Fuß gehen. Jenna schaute sich, als wir über die Treppe liefen, immer wieder um, ob sie etwas Verdächtiges sah. Das war nicht der Fall.

Die Schlangen jedenfalls hielten sich zurück oder versteckt.

Es kam einer Todsünde gleich, wenn ein Besucher auf einem Kriegsschiff uneingeladen die Brücke betrat. Doch an diese Regeln konnten wir uns jetzt nicht halten. Hier ging es um mehr als um Gesetze, die mich nicht interessierten.

Als wir die Brücke betraten, nahm man uns zunächst kaum zur Kenntnis. Wir hatten sie schon fast zur Hälfte durchquert, da wurde man aufmerksam. Ich sah einen Offizier vor mir, der den Mund aufriß und uns verscheuchen wollte.

»Schweigen Sie!« fuhr ich ihn ziemlich laut an, so daß auch der Commander mich hörte und sich umdrehte.

»Endlich, Mr. Sinclair«, sagte er und holte tief Luft. »Verdammt, wir haben schon auf Sie gewartet. Schauen Sie sich das an!«

Ich blieb neben ihm stehen. Jenna Jensen hielt sich ein wenig zurück. Und jetzt sah ich auch, was Stark gemeint hatte.

Auf dem Deck stand das Kreuz und gab seinen matten, goldenen

Schein ab. Ein Zeichen, ein Sigill, vielleicht ein Versprechen, aber für was?

Ich runzelte die Stirn und zog die Augenbrauen zusammen. Mich beschäftigte nicht die Frage, wie das Kreuz dorthin gekommen war, für mich zählte allein, daß es auf dem Deck stand, und dafür gab es sicherlich ein Motiv.

»Jetzt brauche ich eine Erklärung, Mr. Sinclair«, flüsterte der Commander mir zu.

»Es wird magisch gelenkt.«

»Was heißt das?«

»Es gibt für das Kreuz keine Hindernisse. Es kann, wie man so schön sagt, durch Wände gehen, auch wenn sie aus Stahl sind, wie diese hier auf dem Schiff.«

»Tatsächlich?«

»Ich nehme es fast hundertprozentig an.«

»Kennen Sie das Motiv?«

»Es heißt Vernichtung.«

Der Commander lachte auf. Die Männer, die uns zuhörten, sagten nichts. Sie waren gierig auf weitere Informationen, die sie auch bekamen, denn der Commander fragte: »Weshalb will man uns vernichten? Was haben wir diesem Kreuz oder was immer darin lebt, getan?«

»Sie nur indirekt etwas.«

»Und Sie direkt?«

»So ist es, Commander. Es geht um mich. Ich habe einen Fehler gemacht. Ich hätte es doch nicht auf das Schiff holen sollen, aber wer konnte vorher wissen, daß es so gewaltige Kräfte besitzt. Wir müssen uns etwas einfallen lassen. Das Kreuz wird von einer uralten Dämonin beherrscht, die sich Layana nennt, den magischen Schlangenzauber aus Atlantis noch kennt und der alles Männliche verhaßt ist. Das sind ihre Motive, mal kurz auf einen Nenner gebracht.«

»Schwer zu glauben und auch kaum zu verdauen, Mr. Sinclair!«

»Leider sind sie wahr.«

»Was können wir dagegen unternehmen?«

»Sie nicht viel, fürchte ich. Die Sache muß ich übernehmen. Ich werde mich der Dämonin stellen müssen, das ist alles.«

»Und sie vernichten?«

»Zumindest versuche ich es.«

Der Commander strich nachdenklich über seine Wangen, wo sich leichte Bartschatten abzeichneten.

»Das ist für Sie natürlich auch ein Risiko, Mr. Sinclair.«

»Natürlich, aber es ist mein Job.«

»Okay, das verstehe ich. Ich sehe auch das Kreuz, aber eines bedrückt mich doch. Dieser Schlangenzauber, von dem sie geredet haben. Und

Sie erwähnten den Begriff Atlantis. Das war doch die Insel, die versunken ist - oder?«
»Ja.«
»Hat es sie überhaupt gegeben? Bisher war Atlantis doch mehr eine Legende, über die sich die Wissenschaftler gestritten haben.«
»Es gab den Kontinent, Commander. Verlassen Sie sich darauf, und sein Erbe reicht hinein in unsere Zeit.«
»Nun ja, ich nehme es hin. Wollen Sie einen Vorschlag meinerseits hören, Mr. Sinclair?«
»Ist mir recht.«
»Ich will Ihnen sagen, daß wir es mit Gewalt versuchen sollten. Die Besatzung des Schiffes besteht aus voll ausgebildeten Soldaten. Ich habe sie bisher noch nicht in Alarmbereitschaft versetzen lassen, aber ich könnte natürlich innerhalb von Minuten die Männer mobilisieren, wenn Sie verstehen.«
»Das lassen Sie mal bleiben.«
»Weshalb? Die Truppe ist…«
»Nicht gut genug, um die alte Magie zerstören zu können. Dazu benötigt man andere Waffen - bessere.«
»Und welche?«
»Ich habe sie. Deshalb werde ich an Deck gehen und mich dem Kreuz stellen. Ich habe das Gefühl, daß es auf mich wartet. Aber ich möchte gern einen Mann zur Seite haben. Ihren besten Piloten. Es kann sein, daß ich einen brauche.«
»Ich fliege selbst«, sagte der Commander.
»Sie?«
»Ja, ich übernehme die Verantwortung. Keine Sorge, ich bin oft genug geflogen.«
Auch Hugh Clement hatte die Worte gehört. »Nein, Glenn, das ist verrückt. Dein Platz ist hier auf der Brücke.«
»Den kannst du übernehmen.«
»Und die Schlangen, von denen du gesprochen hast?«
»Noch haben wir nur ihre Spuren gesehen. Wenn sie erscheinen sollten, greift sie nicht an. Räumt meinetwegen die Brücke. Aber sollte Mr. Sinclair es schaffen, das Kreuz zu zerstören, wäre auch der Schlangenzauber kein Problem mehr für uns.«
»Ja, der Meinung bin ich auch.«
»Kommen Sie, Mr. Sinclair.« Der Commander drehte sich schon um. Ich folgte ihm, aber da war noch Jenna Jensen, die mich festhielt.
»John, wollen Sie wirklich…?«
»Ich muß es tun, Jenna.«
»Ja, ja.« Sie nickte und preßte ihre Lippen zusammen. »Wahrscheinlich haben Sie recht. Ich wünsche Ihnen viel Glück.«
»Danke.«

Zusammen mit dem Commander verließ ich die Brücke. Ich sprach mit ihm über die Hubschrauber, und er erklärte mir, daß sie nicht nur Transporter an Bord hätten. »Wir haben auch eine kleine, sehr wendige Maschine. Die eignet sich wohl besser.«

»Gut, dann lassen Sie die Motoren schon mal warmlaufen.«

Wir hatten den Lift genommen, der uns direkt bis auf das gewaltige Deck brachte.

Erst wenn man dort steht, erkennt man die riesigen Ausmaße. Der Wind wehte darüber, er zerrte an meiner Kleidung. Ich roch das Meer, die Luft war frisch, aber Wolken sah ich keine, auch wenn ich gegen den Himmel schaute. Nur eine dunkelgraue, weite Fläche, die endlos zu sein schien.

Irgendwie kam ich nicht umhin, den Mut des Commanders zu bewundern. Das sagte ich ihm auch.

Er hob nur die Schultern. »Wissen Sie, Mr. Sinclair, manchmal soll man auch Vorbild sein. Ich trage die Verantwortung für das Schiff. Ich habe den Kreuzer zusammen mit der Mannschaft praktisch in die Tinte hineingeritten. Jetzt will ich sie auch wieder hervorziehen. Können Sie das verstehen?«

»Ja, irgendwie schon.«

»Wir müssen uns trennen. Ich fliege einen Bogen und lande dann auf dem Vorderdeck. Ist das recht?«

»Im Prinzip ja.«

»Dann viel Glück.«

»Ebenfalls.« Ich sah die Gestalt des Commanders verschwinden, als wäre sie aufgesaugt worden.

Einen Moment wartete ich noch. Ich hörte das Rauschen der Wellen und auch das Schäumen des Bugwassers. Ein schwerer Koloß durchschnitt die See. Wenn man an Deck stand, konnte man das Gefühl der absoluten Sicherheit bekommen, doch sie war trügerisch. So gewaltig dieser Stahlkoloß von Schiff auch aussah, er besaß doch Schwachstellen, wie der alte Schlangenzauber gezeigt hatte.

Diese magischen Tiere bereiteten mir Sorgen. Ich hoffte, daß ich einem Angriff ihrerseits zuvorkommen konnte.

Und so machte ich mich auf den Weg…

***

Obwohl sich auf dem Schiff zahlreiche Menschen befanden, überkam mich das Gefühl, völlig allein zu sein.

Ich war schon des öfteren Wege dieser Art gegangen, kannte auch das Gefühl, aber diesmal war es anders. Ich vertraute meinen Waffen nicht so sehr. Das Fehlen der Zeichen auf der Mitte des Kreuzes machte sich stark bemerkbar. Es bedrückte mich. Hinter Layana stand die Große Mutter, und Lilith wurde von Luzifer persönlich unterstützt.

Wieder einmal war mir bewußt gemacht worden, wie gefährlich er war. Er hatte schon damals, in einer Zeit, über die kein Geschichtsbuch geschrieben hatte, regiert, er war am Anfang dagewesen und würde es auch bleiben.

Das Gute und das Böse!

Eine ständige Konfrontation, die irgendwann einmal zu einem Abschluß kommen mußte.

Vielleicht konnte man diesen Abschluß dann mit dem Untergang der Welt gleichsetzen.

Im Schatten der Aufbauten bewegte ich mich weiter. Ich roch den Stahl und auch die Nässe. Selbst in der Dunkelheit erkannte ich das matte Glänzen des Metalls.

Lichter schimmerten wie blasse Augen. Sie waren weiß und besaßen einen bläulichen Außenrand, der wie ein großer Tellerrand wirkte. Ich spürte auf meinen Handflächen ebenfalls den kalten Schweiß und hatte, als ich weitere hundert Yards zurücklegte, zum erstenmal die freie Sicht auf das goldene Henkelkreuz.

Es war schon gewaltig. Selbst auf dem sehr breiten Deck bildete es irgendwie eine Macht. Es konnte einfach nicht übersehen werden. Ich trat noch nicht direkt auf das Kreuz zu.

Rechts von mir wuchsen die Aufbauten der Brücke in die Höhe. Sie lag im vollen Licht, das allerdings nur innen strahlte. Außen leuchteten nur wenige Lampen.

An der Brücke ging ich vorbei. Der Geruch von frischer Farbe traf meine Nase. Ich setzte die Schritte nicht lautlos. Auf dem Metallboden waren sie genau zu hören. Man konnte meinen Weg akustisch verfolgen, und man beobachtete mich jetzt wahrscheinlich auch von der Brücke aus.

Da die See ziemlich ruhig war, bewegte sich der schwere Kreuzer kaum. Die Stabilisatoren waren ausgezeichnet, sie hielten den schweren Kahn im Gleichgewicht.

Ich vermißte meinen Bumerang. Es war reine Bequemlichkeit gewesen, daß ich ihn nicht mitgenommen hatte. Vielleicht hätte seine Kraft das Kreuz zerstören können.

So mußte ich es anders versuchen.

Auch jetzt noch, als ich meine Schritte stoppte, war ich von dem Bild beeindruckt. Gefährlich wirkte das Oval über dem Schnittpunkt der beiden Balken. Wie ein großes, an den Rändern goldenes Auge, das nur in der Mitte schwarz war.

Eine gefährliche Schlinge, für den magischen Henker wie geschaffen. Es rann mir kalt den Rücken hinab. Dabei verspürte ich keine direkte Furcht, es war vielmehr das Gefühl der Spannung, die immer dicht vor einem Finale aufkam.

Layana wollte das Schiff und seine Besatzung haben. Ich mußte es

verteidigen und trat dem sehr mächtigen Gegner als Einzelkämpfer gegenüber. Wie im Western.

Noch geschah nichts.

Weder Layana oder die Königin von Saba zeigten sich. Die Ruhe vor dem gewaltigen Sturm hielt uns umfangen.

Vom Bug her fegte der Wind über das Deck und mir ins Gesicht. Ich mußte gegen ihn anbrüllen, als ich Layana herausforderte.

»Zeige dich. Ich bin gekommen, um eine Entscheidung zu erzwingen. Ich habe dich bei deiner zweiten Geburt gesehen, jetzt will ich erleben, wie du stirbst.«

Sie schwieg.

Nur der Wind war zu hören, bis auf ein Geräusch, das ich zunächst nicht identifizieren konnte, weil es sich anhörte wie ein schnell aufeinanderfolgendes Klatschen. Ich dachte zunächst an den Hubschrauber. Das war Unsinn, dann hätte ich auch einen Motor hören müssen.

Nein, dieses Geräusch war anders. Wie Flügelschlag.

Ich drehte mich um.

Der Schatten befand sich schon über dem Deck, aber noch ziemlich hoch, so daß ich ihn nicht genau identifizieren konnte. Dann aber senkte er sich, ich erkannte ihn besser, und meine Augen wurden plötzlich groß. Das war kein Vogel, der da in meiner Nähe herumirrte, sondern ein Wesen mit gewaltigen Flügeln.

Eine Fledermaus.

Und ein Vampir!

***

So hatte ich Layana gesehen, als sie als Plasmawolke aus Gitty Oldmans Mund drang. Und sie hatte sich nicht verändert. Noch immer spannten sich die beiden Hälften des kettenartigen Hemdes über ihren Brüsten. Sie war nackt bis auf einen Lendenschurz und den ungewöhnlichen Helm, der aus den Hörnern mehrerer Stiere gefertigt zu sein schien. An den Ohrläppchen funkelten Steine, sie hatte die Arme weit ausgebreitet, an deren Außenseiten die Flügel befestigt waren.

In der rechten Hand hielt sie ihren Dolch. Eine gefährliche Waffe, deren Klingenspitze in meine Richtung wies. In der Dunkelheit wirkte er wie mattes Blei und hob sich von der rötlich schimmernden Haut des Körpers deutlich ab.

Das Gesicht wirkte unter dem Hörnerhelm schmal und irgendwie eckig. Layana konnte man sogar als hübsch bezeichnen, aber ihr Gesicht ließ mich trotzdem frösteln.

Aus ihm strahlten das Böse, die Wut, der Zorn und auch die Gewalt!

Layana flog einmal einen Kreis. Wie zwei gewaltige Deckenteile

sahen die beiden Flügel aus, als sie sich bei der Landung allmählich zusammenfalteten.

Dann stand sie auf dem Deck!

Hinter dem Kreuz hatte sie sich aufgebaut. Sie war nicht so groß wie dieses Fundstück aus alter Zeit, aber sie bewegte die Flügel ein wenig und stand schließlich über dem Deck, so daß sie direkt durch das Oval schauen konnte.

Unsere Blicke träfen sich.

»Du bist gekommen, Sinclair. Ich bin ebenfalls da, und wir beide werden es austragen. Du weißt, daß ich die Herrschaft will. Die Zeit der Hexen bricht allmählich wieder an. Man besinnt sich auf die alten Werte, und man sucht verzweifelt nach einer Anführerin. Ich habe mich entschlossen, die modernen Hexen zu führen. Ich kann sie mit meiner Magie unterstützen. Mit der Vernichtung des Schiffes und seiner Besatzung setze ich ein Zeichen, das einfach nicht übersehen werden kann. Man wird mir danken und mich als Führerin anerkennen.«

»Vielleicht«, sagte ich. »Zuvor aber mußt du noch ein Hindernis aus dem Weg räumen.«

»Du meinst dich damit?«

»Siehst du ein anderes?«

»Nein, aber ich werde über deinen Tod einen noch besseren Einstieg finden. Es ist bisher niemandem gelungen, dich zu vernichten. Selbst die Große Mutter hat dich nur ankratzen können. Sie nahm dir bestimmte Zeichen aus dem Kreuz, so daß du auf eine gewisse Art und Weise wehrlos bist, was du bereits bei meiner Geburt erlebt hast, als du es wagtest, dein Kreuz auf die Lippen der Frau zu pressen.«

»Das ist Vergangenheit«, unterbrach ich sie. »Kommen wir zur Gegenwart. Fang endlich an.«

»Du kannst es dir aussuchen. Willst du durch mich oder durch das Kreuz vernichtet werden.«

Ich folgte einem ganz anderen Gedankengang und wollte auch eine Information bekommen. »Nein, beides lehne ich ab. Vielleicht kannst du deine Schlangen schicken.«

»Du kennst den alten Zauber?« Plötzlich leuchteten ihre Augen auf.

»Ja, ich war bereits einige Male in Atlantis. Schade, daß wir nicht zusammentrafen.«

»Dann hätte ich dich…«

Sie sprach nicht mehr weiter, weil sie ein Geräusch vernommen hatte.

Diesmal war es der Hubschrauber, der irgendwo hinter uns gestartet war und von dem Commander in einem weiten Bogen geflogen wurde. Obwohl es riskant war, Layana aus den Augen zu lassen, drehte ich mich um.

Ich sah den Vogel aus Metall. Er wurde zwar nicht angestrahlt, doch seine Positionsleuchten brannten, und deshalb war sein Weg sehr gut zu verfolgen. Der Commander hatte den unmittelbaren Bereich des Kreuzers verlassen und lenkte die Maschine jetzt über dem Wasser dahin.

Noch konnten wir uns verständigen. So rief ich laut gegen das Flappern der Rotorblätter an. »Was ist mit deinen Schlangen? Ich warte noch auf eine Antwort!«

Layana lachte. »Sie sind unterwegs. Sie haben das Schiff bereits durchwühlt.«

»Dann schick sie mir als Todesboten.«

»Nein, du würdest mit ihnen fertig, und das möchte ich nicht. Sie sorgen woanders für Unruhe.«

Daß diese Antwort nicht auf einer Lüge basierte, bewiesen die nächsten Sekunden.

Schlagartig wurde es finster.

Stromausfall und durch die Finsternis klang das gellende Lachen der Dämonin Layana…

***

Jenna Jensen war mit einem unguten Gefühl auf der Brücke zurückgeblieben. Die Offiziere fühlten sich von der hübschen Fremden beobachtet.

Etwas zuvorkommender verhielt sich Hugh Clement. Er ging zu ihr und deutete eine leichte Verbeugung an. »Es tut mir leid, daß Sie in den Strudel mit hineingerissen worden sind. Darf ich Ihnen wenigstens einen Platz anbieten, Madam?«

»Ja, gern.« Sie war froh, sich setzen zu dürfen, denn irgendwie fühlte sie sich erschöpft.

Clement führte sie zu einem schmalen Klapphocker. Man mußte ihn aus der Wand hervorholen.

»Möchten Sie einen Kaffee, Madam?«

»Wenn Sie haben.«

»Natürlich.«

Sie bekam ihn sogar in der Tasse gereicht. Hugh Clement trank aus einem Becher. Er blieb neben Jenna stehen, als wollte er sie beschützen, aber er war auch neugierig.

Während sie trank, formulierte er seine Frage. »Ich weiß, daß Sie mehr wissen und besser informiert sind als ich. Deshalb möchte ich Sie fragen, ob die Tatsachen wirklich so schlimm sind, wie sie dargestellt werden.«

Jenna ließ die Hand mit der Tasse sinken. »Was meinen Sie damit, Sir?«

»Diese Angst vor den Schlangen, die unser Commander hat.«

Die Archäologin nickte. »Ja, Mr. Clement. Das ist wirklich sehr schlimm. Glauben Sie mir. Ich bin an sich kein ängstlicher Mensch. Ich habe mich in meinem Leben durchkämpfen müssen. Gegen zahlreiche Widerstände aus den eigenen Reihen. Es war nicht immer einfach. Ich habe auch nie den Blick für die Realität verloren und hätte auch nicht geglaubt, daß es diese und ähnliche Dinge überhaupt gibt. Aber ich habe mich eines Besseren belehren lassen müssen und bin dementsprechend überrascht worden. Tut mir leid, es gibt Dinge, die ich zwar mit eigenen Augen gesehen habe, aber trotzdem nie verstehen werde.«

»Parapsychologische?«

»Wenn Sie so wollen, ja.«

»Dann zählen auch die gefährlichen Schlangen dazu?«

»Natürlich.«

Clement schaute sich um. »Es tut mir leid, ich kann Ihre und die Befürchtung des Commanders nicht teilen. Bisher ist mir noch keine Schlange begegnet. Ich sah nur Spuren, diese Löcher im Metall.«

»Seien Sie froh, Mr. Clement.«

»Ja, kann sein. Dennoch brauche ich Beweise. Wie sollen, so frage ich Sie, vier Schlangen ein Schiff beherrschen, das mit Waffen und modernen Ausrüstungsgegenständen vollgestopft ist?«

»Vergessen Sie die Technik, wenn die Magie mit im Spiel ist.« Sie nickte dem Offizier zu. »Auch ich habe in den letzten Stunden gelernt. Mehr als in einem Jahr. Schauen Sie auf das Kreuz. Wer hat es an Deck geschafft? Keiner Ihrer Soldaten, es hat seinen Weg von allein dorthin gefunden, weil es vom Geist einer uralten Dämonin manipuliert wurde. Und dieser Geist beherrscht auch einen alten, atlantischen Schlangenzauber. Das können Sie mir glauben.«

»Nein, ich sehe es anders. Wir sind…«

Da verlöschte das Licht.

Schlagartig wurde es finster. Nicht einmal die Beleuchtung der Instrumente schimmerte noch.

Hugh Clement stieß einen Fluch aus. »Verdammt, das ist doch nicht möglich!«

Er ließ Jenna stehen. Plötzlich herrschte Unruhe. Die Männer waren zu sehr überrascht worden.

»Notstrom!« hallte die Stimme des stellvertretenden Kommandanten auf.

»Es funktioniert nicht, Sir. Wir sitzen in der Tinte!«

»Bleiben Sie auf Ihren Plätzen. Wie sieht es mit Taschenlampen aus?«

»Sind bereits da, Sir.«

»Haben Sie einen Überblick, wie die Mannschafts…?« Er sprach wieder nicht weiter, denn sein Blick war durch die große Scheibe auf das Deck gefallen, das ebenfalls in tiefer Dunkelheit lag. Auf dem

gesamten Schiff war die Beleuchtung ausgefallen.

Die Finsternis war wie ein schwarzer Teppich. Nur undeutlich zeichneten sich die Aufbauten ab. Sie verschwammen aber, als hätte eine Hand mit einem gewaltigen Lappen darüber gewischt.

Und doch bewegte sich ein Lichtpunkt von der See her auf das Deck zu. Er schwebte über dem Wasser. Aus dem Punkt wurden zwei, drei und auch vier Signale, die Positionsleuchten des herannahenden Hubschraubers.

Hugh Clement stand da mit geballten Händen. Schweiß lag auf seiner Stirn. »Verdammt, Glenn, hoffentlich machst du jetzt keinen Fehler. Hoffentlich nicht.«

Der Commander behielt den Kurs bei. Clement hatte nur Augen für das, was sich tief unter ihnen an Deck abspielte. Das Kreuz war mehr zu ahnen, als zu sehen.

Hinter ihm strahlten die Lichtfinger der Taschenlampen durch die Finsternis der Brücke.

Dort am Boden bewegte sich etwas.

Ein leises Zischen war zu hören, als sich die erste Schlange von unten her durch den Boden fraß und sich zuckend weiterschlängelte…

***

Layana hatte so laut gelacht, daß diese Lache sogar das Geräusch des Hubschraubermotors übertönte. Der Triumph war nicht zu überhören gewesen, und ich machte mir den Vorwurf, einfach zu lange gezögert zu haben.

Jetzt startete ich. Egal, was nun passierte, ich mußte sie einfach haben. Manchmal hat Zögern und Zeit gewinnen einiges für sich, in diesem Fall aber nicht.

Hinter dem Kreuz bewegte sich die Finsternis. Ein Beweis, daß Layana ihre Schwingen ausfuhr, um starten zu können. Bevor sie richtig abhob, geriet das Kreuz in Bewegung.

Es kippte mir entgegen.

Ich sollte sterben wie dieser Mike Schönenbroicher, aber nicht mit mir. Ich war gewarnt.

Mein Sprung zur Seite rettete mich von einer Berührung des schweren Gegenstandes. Auf dem feuchten Untergrund rutschte ich noch aus, fiel hin und rollte mich über die rechte Schulter ab.

Dann kam ich wieder auf die Füße, drehte mich und hörte den Aufprall des Henkelkreuzes hinter mir.

Das Relikt aus der Vergangenheit wurde in den nächsten Sekunden zweitrangig, wichtig war Layana, die bereits so weit über dem Deck schwebte, daß ich sie kaum noch sah. Ihre Flügel hielt sie ausgebreitet. In der Hand begann der Dolch zu leuchten. Und dieses Licht zeigte mir auch den Weg, den sie nahm.

Er führte auf den Hubschrauber zu.
Verdammt, ich hätte mitfliegen sollen, ich hätte den Commander nicht einsteigen lassen sollen.
Aber für Vorwürfe war es jetzt zu spät. Glenn Stark mußte sich der Gegnerin stellen.
Beide befanden sich noch über dem Meer. Anscheinend hatte Stark etwas von der drohenden Gefahr bemerkt. Er zog die Maschine höher. Es sah aus, als hinge sie an einem Band.
Sirenenklang heulte über das Deck. Was das Zeichen bedeutete, wußte ich nicht. Meine Aufmerksamkeit galt dem Hubschrauber und natürlich dieser Flugvampirin.
Sie war wesentlich schneller und auch wendiger als der schwere Metallvogel. Zwei Schläge ihrer Schwingen schafften es, sie über die Maschine zu bringen, dort drehte sie sich und verfolgte den Hubschrauber schräg von oben.
Er gehörte zu den kleineren und wendigeren Maschinen, die höchstens drei Leuten Platz boten.
Commander Stark schien auch bemerkt zu haben, was die Glocke geschlagen hatte.
Er versuchte es mit einer Flucht und einer gleichzeitigen Landung auf dem Deck des Kreuzers.
So jagte er heran. Über der Maschine drehten sich die Rotorblätter und hinterließen einen nie abreißenden Kreis, der einen blitzenden Wirbel bildete.
Die Maschine verlor an Höhe. Sie mußte tiefer gehen, wenn eine rasche Landung erfolgen sollte.
Zum Glück war das Deck breit genug. Ich konnte dem Commander nur die Daumen drücken, obwohl ich meine Beretta gezogen hatte und versuchte, mit dem Lauf die Flugbewegungen des Vampiruntiers zu verfolgen.
Das Ziel war zu schlecht, trotz der Größe. Es wurde erst besser, als sich Layana dem Schanzkleid des Kreuzers näherte und darüber hinwegglitt, ebenso wie der Hubschrauber. Jetzt mußte er landen!
Die Maschine sackte ab.
Aber auch Layana!
Und sie war wie ein schnell fliegender Vogel, denn sie hängte sich plötzlich mit der freien Hand an die rechte Kufe. In der anderen hielt sie ihre Waffe.
Damit stieß sie zu.
Ich lief und schoß.
Zweimal feuerte ich die Silberkugeln ab. Ob ich getroffen hatte, war nicht zu sehen, aber ich sah über den Kufen die Unterseite des Hubschraubers aufglühen.
Erst rot dann weiß.

Der Motor heulte auf. Hinter dem Steuerknüppel bewegte sich der Commander in wilder Hast. Er versuchte zu retten, was noch zu retten war, aber der Vogel aus Stahl kippte plötzlich zur Seite.

Ich war nicht nur stehengeblieben, ich rannte auch zurück, weil ich ahnte, was geschehen würde.

Zwar hatte der Helikopter nicht allzu hoch über dem Deck geschwebt, doch auch eine solche Distanz reichte aus, um ihn zu zerstören. Nach rechts trudelte er ab, er legte sich wie ein gewaltiger Kasten auf die Seite und krachte voll auf das Deck.

Es war grauenhaft. Vor meinen Augen zerplatzte der Hubschrauber wie eine reife Frucht, gegen die jemand mit einem harten Gegenstand geschlagen hatte.

Die Einzelteile wirbelten davon. Der Commander wurde noch wie eine Puppe hin- und hergeschleudert, dann packten ihn Kräfte und drückten ihn in das verbogene Gestänge hinein, in das auch Kerosin gelaufen war, das sich innerhalb einer Sekunde entzündete, so daß vom Deck ein gewaltiger Feuerball aufstieg.

Dunkelrot mit schwarzem Qualm vermengt, erschien diese Insel des Todes. Eine Hölle aus Rauch und Flammen, in die noch der Wind hineinblies und das Feuer noch stärker entfachte.

Der Rauch trieb auch mir entgegen. Ich hielt sicherheitshalber die Luft an und schlug dabei rennend einen Bogen, da ich Layana noch stellen mußte.

Dem Commander konnte wahrscheinlich niemand mehr helfen. Er würde ebenso verbrennen wie Teile des Hubschraubers.

Fetter Rauch umwehte mich. Die Trümmer lagen auf dem Deck verteilt. Ich mußte über einige hinwegspringen, um dorthin zu gelangen, so daß ich eine freie Sicht besaß.

Der Wind blies mir jetzt in den Rücken und deshalb auch die Flammen in die entgegengesetzte Richtung.

Wo steckte Layana?

Ich hörte Schritte und gellende Stimmen. Ein Löschtrupp erschien in voller Montur. Die Männer liefen in Gefahr, ich wollte sie wegscheuchen, aber meine Rufe waren nur ein Krächzen.

Und sie flog herbei.

Wie ein Pfeil stieß sie aus der Dunkelheit an der gewaltigen Reling in meine Richtung. Sie hielt den rechten Arm ausgestreckt. Der alte Dolch bildete die Verlängerung ihrer Hand. Über ihm schwebte förmlich das Gesicht der Schlangen-Vampirin.

Das Feuer gab genügend Licht, um es erkennen zu können. Es zeigte einen triumphalen Ausdruck.

Eine halbe Sekunde später war sie da, um mich mit dem Dolch aufzuspießen…

***

Auch Jenna Jensen hatte die Schlange entdeckt. Sie sprang wie der Blitz von ihrem Klappstuhl hoch, streckte den Arm aus, und ihre Stimme kippte fast über.

»Da ist sie. Wir müssen weg!«

Einer der Offiziere hielt die Lampe. Seine Hand zitterte. Der Strahl erfaßte die Schlange, die aus dem. Boden gekrochen war. Im Gegensatz zu den normalen Schlangen war ihre Farbe eine völlig andere. Sie schimmerte in einem dunklen Rot, als hätte jemand die Schuppen mit gestocktem Blut betupft.

Das Maul hielt sie offen. Die schmale Zunge peitschte hervor wie ein kleines Gummistück.

»Geben Sie Alarm!«

Hugh Clements Stimme klang trotz der Lautstärke ruhig. »Alarm zur Bereitschaft!«

Sekunden später schon heulten die Sirenenklänge über das Deck und erfüllten auch die Unterkünfte der Mannschaften. Jenna wußte nicht, was genau im einzelnen geschehen würde, sie hatte nur Augen für die Schlange, die ihren Kurs abgesteckt hatte und auf die Beine des Taschenlampenhalters zuschlängelte.

Schüsse fielen.

Clement und noch ein anderer Offizier hatten geschossen. Mehrmals hintereinander peitschten ihre Waffen und trafen den Schlangenkörper, der von den Geschossen in die Höhe gerissen wurde und zuckte, als würden Stromstöße durch die einzelnen Teile rasen.

Sie flogen in verschiedene Richtungen weg. Ein lautes Aufatmen der Anwesenden war zu hören. So mancher wischte sich den Schweiß von der Stirn, aber die Ruhepause dauerte nicht lange.

Auf dem Deck schräg unter ihnen kippte der Hubschrauber ab und wurde zu einem Feuerball.

Die Soldaten ließen sich diesmal nicht so schnell schocken. Sie trafen augenblicklich ihre Entscheidungen. Die Löschmannschaft wurde mobilisiert. Das alles bekam Jenna nur am Rande mit. Das Chaos auf der Brücke umgab sie zwar, aber sie fühlte sich trotzdem ziemlich allein.

Ihre Waden schienen mit einem schweren Metall gefüllt zu sein. Das Gehen bereitete ihr Schwierigkeiten. Sie kam nur langsam voran und hielt ihre Blicke auf den Fleck gerichtet, wo die Kugeln die Schlange zerfetzt hatten.

Die Teile lagen noch auf dem Boden, aber sie lösten sich auf, und niemand außer Jenna achtete auf die dünnen Nebelstreifen, die sich langsam ausbreiteten.

Sie kamen von vier Seiten.

Zunächst wollte es Jenna nicht glauben, aber es gab keinen Zweifel. Der Nebel nahm Kurs auf sie.

Es gab nur noch die Flucht.
Jenna lief auf die Tür zu. Zwei Männer kreuzten ihren Weg, sie prallte gegen sie, schrie noch auf, sah ein schweißnasses Gesicht, und eine Hand drückte sie herum.
Dann taumelte sie weiter.
Die Tür konnte ihre vorläufige Rettung sein, aber wie es der Teufel wollte, sah sie plötzlich in ihr die Löcher, durch die drei Schlangenköpfe drangen.
Sie waren da!
Jenna blieb stehen. Eigentlich wollte sie schreien, aber das Entsetzen machte sie stumm. Niemand kümmerte sich um die Archäologin. Die Offiziere hatten mit der völlig anormalen Situation genug zu tun, um sie in den Griff zu bekommen.
Sie drehte sich.
Der Nebel war da. Er schwebte in Gesichtshöhe heran. Es waren die gleichen grauweißen Streifen, wie Jenna sie schon im Frachtraum um das Kreuz hatte wirbeln sehen.
Diesmal sollte sie erwischt werden. Und den Fluchtweg schnitten ihr die drei Schlangen ab…

***

Die Dolchklinge verfehlte mich, weil ich einfach zu schnell gewesen war. Ich hatte mich nach rechts zur Seite fallen lassen und hörte über mir das Schlagen der gewaltigen Schwingen. Gleichzeitig riß ich meinen rechten Arm hoch, um die Bestie mit einem Schnappschuß zu erwischen.
Ob sie es geahnt hatte oder ob es Zufall gewesen war, konnte ich beim besten Willen nicht sagen.
Jedenfalls gelang es ihr, blitzschnell zuzugreifen und mein Handgelenk zu umklammern.
Ausgerechnet das rechte. Sie hielt es nicht nur mit ihrem eisenharten Griff fest, sie bog es auch zur Seite, flog dabei weiter und zerrte mich mit, während ich den stechenden Schmerz bis in die Schulter hinein spürte und Angst vor einem Armbruch bekam.
So wurde ich über das Deck geschleift. Zuerst dorthin, wo noch immer das Feuer loderte.
Wahrscheinlich wollte sie mich verbrennen, aber schon zischten aus den Düsen der Schaumkanonen die langen, weißen Strahlen in die Flammen, die das Feuer erstickten.
Sie riß mich hoch.
Wieder war es furchtbar. Sie hielt mich an einem Arm fest, der Körper pendelte über dem Deck, und wenn wir hoch genug waren, brauchte sie mich nur fallen zu lassen.
Die linke Hand hatte ich frei. Und mit ihr tastete ich nach meinem

Dolch, den ich glücklicherweise bei mir trug. Über mir sah ich ihr Gesicht. Es zeigte unverhohlenen Triumph, und eine nahezu brutale Kälte nistete in ihren Augen.

Für sie war mein Tod beschlossene Sache.

Aber nicht für mich.

In einer fast wahnsinnigen Aktion und Kraftanstrengung war es mir gelungen, den Silberdolch aus der Scheide zu ziehen. Um die Vampirin zu treffen, mußte ich ihn in die Höhe schleudern, was bei meiner Situation einem Kunststück gleichkam. Ich wußte nicht einmal, ob wir noch über dem Deck schwebten oder den Bereich des Schiffes schon verlassen hatten. Ich konzentrierte mich einzig und allein auf den Wurf.

Mein linker Arm flog hoch, und die Faust öffnete sich. Ich wußte nicht einmal, ob genügend Kraft hinter dem Wurf lag, um durchzukommen. Layana kam mir entgegen, denn auch sie wollte zustoßen.

Mein Dolch war trotzdem schneller. Ich starrte auf den Griff, als die Klinge in der Brust steckte.

Auf der Wunde zeichneten sich schwach die Umrisse eines Schakalkopfes ab, das Bild des ägyptischen Totengottes.

Genau diese Stelle war sehr empfindlich. Die Hand mit dem Dolch sank zur Seite, ich wurde nicht mehr getroffen, dafür riß Layana weit ihr Maul auf, so daß ich die beiden Vampirzähne erkennen konnte, die aus dem Oberkiefer wuchsen.

Dann fiel sie.

Wie hoch wir über dem Grund schwebten, wußte ich nicht. Wahrscheinlich hätte ich mir sämtliche Knochen gebrochen, aber es gereichte mir zum Vorteil, daß ich Layana noch nicht restlos vernichtet hatte. Sie bewegte nach wie vor ihre Schwingen, so daß der Sturz überging in einen fast normalen Flug.

Wir landeten an Deck.

Ich würde durchgeschüttelt. Für einen Moment sah es so aus, als wollte Layana über mich fallen, aber sie raffte sich noch einmal auf und ließ mich los, bevor sie weitertorkelte, ihre Schwingen dabei bewegte, aber nicht mehr hochkam.

Sie glich mehr einem müden, großen Vogel, der vergeblich versuchte, sich in die Höhe zu schwingen.

Das war ideal für mich.

Obwohl mir die Knochen wehtaten, folgte ich ihr.

Stimmen schrieen mir etwas zu, ich ignorierte sie. Layana durfte nicht entkommen, da sie sich bereits auf die Reling zubewegte. Von dort konnte sie sich in die Tiefe stürzen, wenn sie die breite Front einmal überwunden hatte.

Ich war schneller als sie und hatte die Vampirin bereits an der

rechten Schulter.
Der Griff war wie eine böse Klammer.
Sie setzte ihm nichts mehr entgegen. Ich riß sie zurück und herum, so daß ich sie anschauen konnte.
Mein Dolch steckte noch immer in ihrem Hals. Darüber sah ich das Gesicht, das allmählich grau wurde. Die noch vor kurzem so frische Haut wirkte jetzt wie ein alter Lappen, der sich immer mehr zusammenzog und die entsprechenden Falten produzierte.
Ich vernahm sogar die Geräusche, die hinter der Haut entstanden, als die Knochen brachen.
Nichts gab ihr mehr Halt.
Layana war erledigt, vernichtet, tot - und diesmal für alle Zeiten. Vor meinen Füßen sackte sie zusammen. Ihre einst so starken Flügel zerbrachen ebenfalls und blieben als Staub zurück, den der Wind erfaßte und davonwirbelte.
Er stob an Layanas Stelle über die Reling des Kreuzers.
Ich nahm den Dolch an mich. Als ich die Klinge aus der Wunde zog, sah ich das schwarz verbrannte Loch. Es wirkte wie die Öffnung eines Tunnels in eine andere Welt.
Ich drehte mich um, wollte gehen und starrte in die Mündungen zahlreicher Gewehre, die von den Soldaten gehalten wurden.
»Lassen Sie mich durch«, sagte ich und ging einfach los. Niemand schoß.
Die Mündungen wichen auch zur Seite, als ich den Weg ging, den ich zu gehen hatte.
Vor dem Henkelkreuz blieb ich stehen.
Ein Gesicht sah ich darin.
Die Königin von Saba lächelte mich zufrieden an, bewegte ihre Augenlider, und einen Moment später wurde ihr Lächeln zu einer Grimasse, weil das Kreuz genau an der Stelle, wo sich das Gesicht zeigte, anfing zu schmelzen.
Es verging, und zurück blieb nicht mehr als ein großer, goldener Fleck auf dem dunklen Untergrund der Stahlplatten…

***

Flucht war sinnlos, Jenna kam nicht weg, und doch wurde ihr Leben gerettet.
Plötzlich, sie wollte es kaum glauben, lösten sich die Nebelschwaden dicht vor ihrem Gesicht auf, und auch vom Boden her hörte sie ein Zischen, als wäre kaltes Wasser auf eine heiße Ofenplatte getropft.
Es waren die drei letzten Schlangen, die auf diese Art und Weise vergingen.
Jenna Jensen taumelte. So blaß war sie noch nie zuvor gewesen. Wie eine Betrunkene ging sie über die Brücke und stützte sich irgendwo an

einer Konsole ab.

Um sie herum wirbelten die Offiziere. Sie sah und hörte nichts, ihre Gedanken hatte sie kurzerhand auf Durchzug gestellt. Erst als sie zweimal von einem Mann angesprochen und auch leicht geschüttelt wurde, hob sie den Kopf und schaute in das lächelnde Gesicht des Geisterjägers John Sinclair.

»Sie?«

Ich nickte. »Alles klar, Jenna?«

»Ja, jetzt bestimmt.«

»Dann bin ich zufrieden.«

Sie faßte mich an beiden Handgelenken. »Und Layana?«

Ich hob die Schultern. »Diese Person gehört endgültig der Vergangenheit an. Sie können sie streichen. Im Endeffekt hat die Königin von Saba den Kampf gewonnen.«

Tief atmete sie durch. Dann schlang sie beide Arme um meinen Hals. »Himmel, daß ich so etwas geschafft habe. Daß wir es…«

»Ja, so ist das nun mal. Es gibt Dinge im Leben, die man einfach durchstehen muß.«

»Aber man muß auch Glück haben.«

»Das können Sie laut sagen.«

Wir traten an die Scheibe. Man hatte Scheinwerfer auf das Deck gestellt, deren Strahlen sich bei den Trümmern des abgestürzten Hubschraubers trafen.

Mehrere Soldaten waren dabei, einen verkohlten Körper aus dem Schaumberg zu ziehen.

Es war der Commander.

Jenna Jensen wandte sich schaudernd ab. »Daß so etwas sein mußte«, flüsterte sie.

»Er war Soldat und ist wohl wie ein Held gestorben.« Eine andere Antwort fiel mir nicht ein, und ich fand sie, ehrlich gesagt, verdammt mies. Helden waren mir schon immer suspekt gewesen. Wenigstens jene, die der Krieg zu solchen gemacht hatte…

ENDE